FRÖSI

3/86

PIONIER-MAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN DER DDR

PREIS 0,70 M



ISSN 0323-8806



Feste lernen - Feste feiern!

In wenigen Wochen wird in Berlin das „Zentrale Fest des Lernens" stattfinden. Es ist ein Höhepunkt im Leben unserer Pionierorganisation „Ernst Thälmann" und ein Höhepunkt bei der Führung des Schülerwettstreites „Wer weiß es besser – wer kann es besser?" Auch an eurer Schule wird anläßlich des XI. Parteitages der SED und des 100. Geburtstages Ernst Thälmanns ein „Fest des Lernens" durchgeführt. Und darüber möchte „Frösi" mit euch ins Gespräch kommen!

Schreibt uns: Wie bereitet ihr euch darauf vor? Organisiert ihr Ausstellungen, Galerien, Kulturprogramme, Wettstreite und Olympiaden? Wie stellt ihr eure Leistungen auf allen Gebieten öffentlich vor? Mit wem tretet ihr in Erfahrungsaustausch? Was unternehmt ihr, damit jeder Schüler in jedem Fach und bei jedem Lehrer nach besten Leistungen strebt?

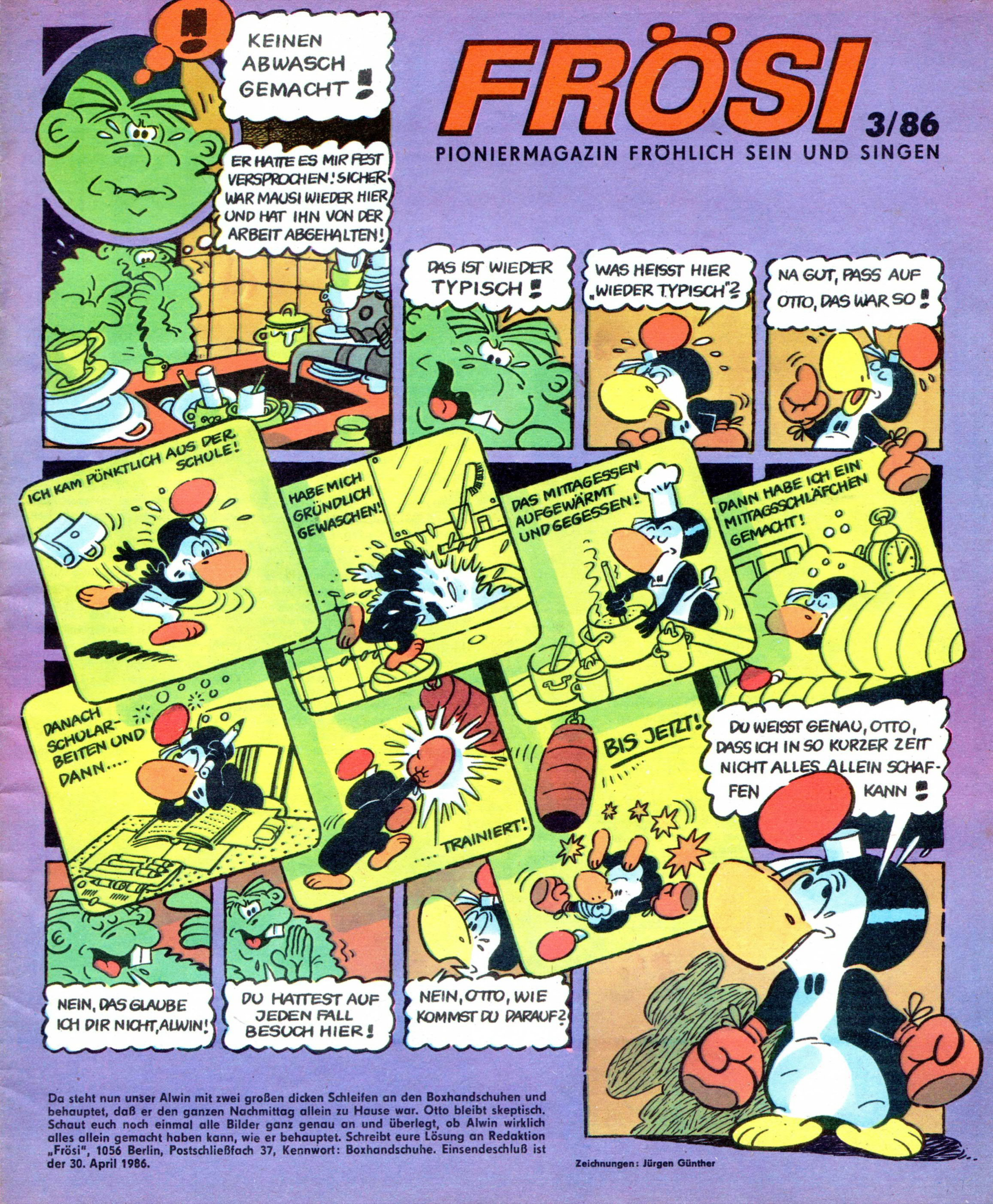
Der Briefumschlag auf der 4. Umschlagseite ist ausgestanzt. Trennt ihn vorsichtig heraus. Nutzt den Raum auf der Innenseite für euren schriftlichen Bericht. Dann faltet ihr den Briefumschlag zusammen und klebt ihn zu. Adressiert ihn an: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Lernfest.

Die besten Ideen werden wir veröffentlichen und viele große und kleine Preise liegen für euch bereit.

Einsendeschluß ist der 2. Mai 1986.

Zeichnungen: Prof. Werner Klemke

FRÖSI
3/86
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN



Da steht nun unser Alwin mit zwei großen dicken Schleifen an den Boxhandschuhen und behauptet, daß er den ganzen Nachmittag allein zu Hause war. Otto bleibt skeptisch. Schaut euch noch einmal alle Bilder ganz genau an und überlegt, ob Alwin wirklich alles allein gemacht haben kann, wie er behauptet. Schreibt eure Lösung an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Boxhandschuhe. Einsendeschluß ist der 30. April 1986.
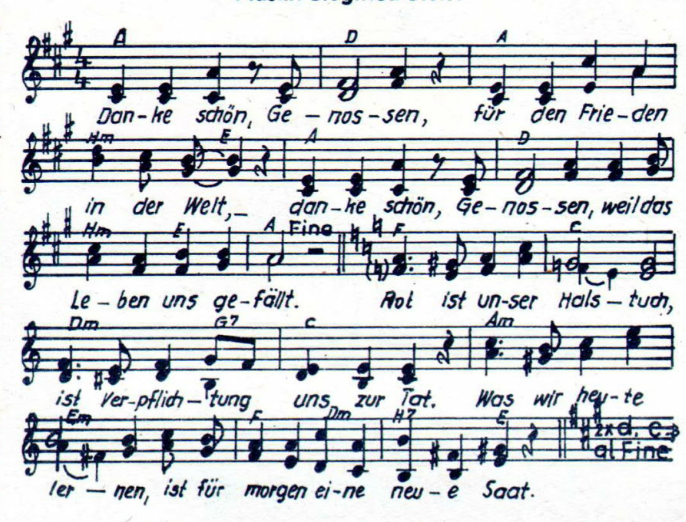
Zeichnungen: Jürgen Günther



Zeichnung: Karl Fischer

Danke schön, Genossen

Text: Herbert Keller/Hanna Stolte
Musik: Siegfried Stolte



2. Rot ist eure Fahne,
kampferprobt durch hartes Müh'n;
und an eurer Seite
wolln wir glücklich in die Zukunft ziehn.
Danke schön ...

Von sechs Pionieren in Kaulsdorf/Nord soll die Rede sein auf einem großen Wohnungsbauplatz unseres Landes in Berlin-Marzahn. Als sie zwischen dem Mai des vergangenen Jahres und seinem September zum erstenmal die Kaulsdorfer Luft schnupperten, hingen die Wolken tief und regenschwer über ihrem Wohngebiet. Im Stadtplan von damals gab es noch keinen Kummerower Ring mit seinen gut gestalteten Ecken und Kanten, keine ihn begrenzende Ehm-Welk-Straße. Obwohl noch nicht eingezeichnet, standen bereits die neuen Wohnungen und warteten auf die neuen Mieter. Jens und seine zukünftigen Freunde ließen nicht lange auf sich warten. Sie kamen mit Vater und Mutter, mit Bruder und Schwester, mit Kisten und Koffern und zogen ein. In ihren Zwei-, Drei-, und Vierraumwohnungen gab es Balkons, Heizung und warmes Wasser aus der Wand. Die Wohnungen waren wie in ihren Träumen: schön und hell. Am Ende einer kleinen Anhöhe stand ihre Schule – neu wie sie selbst in Kaulsdorf und drei Stockwerke hoch. Ihre große, weiße 48 war für jeden sichtbar und vom Kummerower Ring mühelos auszumachen. Der Bauplatz um die Schule glich einem belebten Ameisenhaufen. Fünf- und sechsgeschossige Häuser wuchsen in die Höhe. Sie standen halbrund oder in Reih und Glied. Die zahlreich ausgehobenen Fundamentgruben zeigten dem Besucher, wohin Kaulsdorf noch wachsen wird. Inmitten von montierenden Kränen, kraftstrotzenden Planierraupen, donnernden Kippern und Bauleuten aus Neubrandenburg sind unsere Pioniere inzwischen zu waschechten Kaulsdorfern geworden. Ein Neubauplatz ist ungeheuer anziehend. Annett, Berit, Rico, Thomas, Jens und Enrico haben sich darauf umgesehen. Sie haben jeden Tag etwas Neues entdekken können und versucht, das Alte für ihre Chronik auf keinen Fall zu vergessen. Sie sind durch Straßen und Plätze gelaufen, die zusehends ihre Gesichter verändert haben. Unmittelbar vor ihrer Haustür wollten sie erleben, wie das großartige Programm unserer Partei für Wohnungen, Schulen, Kaufhallen und Dienstleistungen Schritt für Schritt planmäßig erfüllt wird. Richtige Augenzeugen sind sie dabei geworden und haben wie Chronisten dem Pionierrapport ihrer Leistungen einige gewichtige Seiten hinzugefügt.

Die Entdeckung

Die steinernen Tischtennisplatten im Innenhof gegenüber der Schule sind wie geschaffen für die erste Beratung des kleinen Expeditionsstabes. Rico breitet vor sich die selbstgefertigte Skizze des Wohngebietes aus. Er orientiert sich daran. Berit kommt angelaufen. Sie sprudelt schon von weitem los: „Meister Wiegert, der Brigadier aus Neubrandenburg, hat mir zugerufen, wir sollen uns unbedingt ansehen, wie er und seine Jugendbrigade die Gleise für den neuen Montagekran verlegen. Der Kran wird schon in der nächsten Woche die erste Platte für unsere Nachbarschule setzen." Das ist ein historischer Augenblick. Ähnlich wie bei einer Grundsteinlegung. „Den müssen wir unbedingt mit Fotos in unseren Aufzeichnungen festhalten", meint Rico. „Zuerst aber gehen wir zu den Bauleuten", bestimmt Annett.

Die Begegnung

Die Neubrandenburger Jugendbrigade Wiegert verlegt die Gleise. Auf dem Gleisboden haben vor einem Jahr noch friedlich die Schafe



Kummerower Ring und ringsherum

geweidet. Detlef Halling, Rainer Hanebring und Lutz Kühn verankern die Schienen für den Montagekran. Am Ende der Schwellenstrecke ist gerade gestern wieder ein neuer Wohnblock fertig geworden. In den Augen des Brigadiers funkelt der Stolz darüber. Im tiefsten Mecklenburger Platt plaudert er vor den Pionieren über sein momentanes Berliner Zuhause. „Im Gründungsjahr unserer Republik wurden ja man 29 825 Wohnungen neu gebaut und wiederhergestellt. Heute schaffen unsere Bauleute und ihre Industrie 212 222 Wohnungen in einem Jahr neu zu bauen bzw. zu modernisieren. Die werden so mir nix, dir nix fertig, weil fünfzig Plattenwerke supermodern produzieren." Annett hat aufmerksam zugehört. Sie führt das Protokoll über die Begegnung. „Turnhallen sind die Spezialstrecke der Jugendbrigade Wiegert. In Hohenschönhausen steht schon eine. Auch unsere haben sie gebaut", flüstert ihr Berit zu. Lutz, der Gleisbaumonteur schlägt vor: „Schaut euch doch einmal das erste Haus in Kaulsdorf/Nord von oben an. Das haben die Rostocker Bauleute am Vorabend des X. Parteitages übergeben. Wir kennen das ja nur so aus den Erzählungen, aber an jedem 13. Tag hing 1981 eine Richtkrone. Das war man schon eine Leistung. Dazu müßt ihr aber auf den Berg und die Nasen immer bannig in Richtung S-Bahn auf das rote Hochhaus zu halten. Ach ja, und noch etwas. Das ist auch für euch ...", sagt er und greift in die Tasche. Jens schwenkt einen Briefumschlag wie eine Fahne. „Brigadeeigentum Wiegert – Leihgabe an die Pioniere" steht darauf. Annett schaut neugierig hinein. Sie fördert einen historischen Glückwunsch der Bauleute an die Mieter des ersten Hochhauses zutage. Die Wiegerts haben ihn wie einen Stafettenstab von ihren bauenden „Vorfahren" übernommen. Sorgfältig legt Annett das Dokument zu ihren Protokollnotizen. Erst dann treten die Pioniere an, um den Berg zu bezwingen.



Am Berg

Der Hellersdorfer Gipfel ist kein Allerweltsbrocken. Rico ist der Expeditionsschrittmacher. Über die Wiesen des Wuhletales geht es zügig, im leichten Trab geradewegs auf das Wehr zu, an der neuen Kleingartenanlage vorbei, den sich schlängelnden Pfad steil empor. Die Puste wird knapp. Nach zwanzig Minuten endlich ist es geschafft. Ein herrlicher Ausblick ist zu genießen. Sie sehen auf ihre Häuser am Ring, und Rico wird für diesen Moment zum Schriftführer gewählt. Er schreibt, wie in ein Gipfelbuch, vermerkt was er sieht, ergänzt was er weiß. „Fünfzehntausend Bürger haben in Kaulsdorf/Nord im Laufe von nur fünf Jahren eine neue Wohnung erhalten", steht auf seinem Blatt, schwarz auf weiß zu lesen. Thomas entdeckt, wie sich die Kaulsdorfer Häuser nach und nach von zwei Seiten an Marzahn heranschieben. Als er sich mit Rico darüber verständigt, schließt Berit für einen kurzen Moment die Augen. Sie stellt sich die nahe Zukunft ihres Wohngebietes vor, wie sie es aus der Zeitung kennt. Die Wuhle, das kleine Flüßchen unterhalb des Berges, sieht sie ganz deutlich, das hinter dem Hellersdorfer Berg zu einem großen See gestaut wird, auf dem man Kahn fahren und baden kann. Auch der zehn Kilometer lange Erholungspark taucht vor ihren Augen auf, die 2 000 neuen Wohnungen für 6 000 Bürger, die verlängerte neue U-Bahn-Linie vom Tierpark bis dicht an ihr Haus. Rico muß ihre Träume erraten haben. Ausführlich stehen sie später neben den anderen Ergebnissen im Pionierrapport.

Ralf Kegel

Fotos: Urszula Porebska
Zeichnung: Hans Betcke

Gefragt sind



Erdöl ist ein wichtiger Rohstoff für die Erzeugung von Gebrauchsenergie wie Elektroenergie, Wärme und Ferngas, sowie von Vergaser-, Diesel- und Flugturbinenkraftstoffen. Darüber hinaus wird das Erdöl für die Gewinnung einer großen Fülle von Chemieprodukten, wie zum Beispiel Plaste, synthetische Fasern für die Textilindustrie, Waschmittel, Kautschukartikel, Farbstoffe, Pflanzenschutzmittel, Arzneimittel u. a. benötigt.
Da der Bedarf an Motorkraftstoffen infolge des stark zunehmenden Autoverkehrs ansteigt, aber auch die Erzeugung der oben erwähnten Chemieprodukte in Zukunft noch wachsen wird, müßten wir mehr Erdöl zur Verfügung haben und es entsprechend verarbeiten. Da es in unserem Land aber keines gibt, steht vor den Wissenschaftlern und den Technikern unserer Republik die Aufgabe, das importierte Erdöl besser als bisher zu nutzen und zu verarbeiten. Eine Möglichkeit stellt die vertiefte Erdölverarbeitung dar. Um zu erläutern, was man darunter zu verstehen hat, soll zunächst die einfache Erdölverarbeitung, so wie sie für viele Jahre in der DDR üblich war, erklärt werden.
Bei der einfachen Erdölverarbeitung wird das Erdöl durch Destillation im wesentlichen in drei große Bestandteile – in das Benzin, das Dieselöl und das sogenannte Heizöl – zerlegt. Für die Erzeugung von Vergaserkraftstoffen und von Chemieprodukten wird bei der einfachen Erdölverarbeitung nur das Benzin des Erdöls eingesetzt. Die anderen Bestandteile werden vorzugsweise als Dieselkraftstoff bzw. für die Energieerzeugung eingesetzt. Da aber das im Erdöl enthaltene Benzin (Erdöl enthält im Mittel nur 15 bis 18 % Benzin) den steigenden Bedarf an Motorkraftstoffen und Chemieprodukten nicht decken kann, wurden Verfahren entwickelt, die das Dieselöl, aber insbesondere das Heizöl, in Kraftstoffe umwandeln.
Wie sich die Zusammensetzung des Erdöls durch die Einführung von sogenannten spaltenden Verfahren verändern läßt, zeigt die folgende Tabelle:

	einfache Erdölverarbeitung	vertiefte Erdölverarbeitung
Benzin	15 %–18 %	30 %–40 %
Dieselöl	30 %–35 %	40 %
Heizöl	50 %	20 %–25 %

Die Inbetriebnahme eines sogenannten katalytischen Spaltverfahrens im Petrolchemischen Kombinat Schwedt, das etwa 1,2 Millionen Tonnen Heizöl zu Kraftstoffen und anderen Produkten verarbeitet, wie der Aufbau eines analogen Verfahrens in den Leuna-Werken „Walter Ulbricht" haben dazu geführt, daß der wachsende Bedarf unserer Republik an Vergaserkraftstoffen gedeckt werden kann, ohne daß mehr Erdöl importiert werden muß.
Eine wesentliche Voraussetzung für die Einführung der vertieften Erdölverarbeitung besteht aber darin, daß das bisher für die Energieerzeugung benutzte Heizöl durch unsere einheimische Braunkohle ersetzt werden muß, das heißt, daß die Gewinnung von Energie vorzugsweise durch Braunkohle erfolgen muß.

Prof. Dr. Siegfried Nowak

Apfelernte auf Abruf

Chemische Verbindungen, die das Wachsen einer Pflanze beeinflussen, bezeichnet man als Wachstumsregulatoren. Diese kann sich die Pflanze selbst synthetisieren. Aber auch der Chemiker ist in der Lage, solche Verbindungen – man könnte sie „künstliche Wachstumsregulatoren" nennen – zu synthetisieren.
Ein solches Erzeugnis wurde in Zusammenarbeit zwischen dem Chemischen Kombinat Bitterfeld, dem Zentralinstitut für Organische Chemie der Akademie der Wissenschaften der DDR und dem Institut für Pflanzenschutzforschung der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR entwickelt.
Es wird jetzt unter der Bezeichnung „Camposan" im Chemischen Kombinat Bitterfeld produziert. Camposan reguliert zum Beispiel das Wachstum von Roggen, indem es eine 20prozentige Verkürzung des Halmes bewirkt. Damit kann die Pflanze mehr Düngung verkraften, ohne daß es zu einer Halmschwächung kommt. Mehr Düngung führt zu höheren Erträgen, und höhere Halmfestigkeit bedeutet höhere Wetterfestigkeit.
Somit entsteht durch Camposan ein zweifacher Nutzen: Es erhöht die Erträge und ermöglicht eine maschinelle Ernte.

Prof. Dr. Seeboth

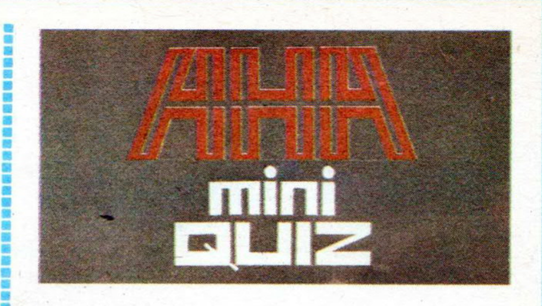
Ein Herz fürs Herz!

Das ist sehr einfach. Jeder weiß, daß der Sport, das Laufen und Wandern die Muskeln kräftigt. Auch das Herz ist ein Muskel und wird zusammen mit anderen Muskeln leistungsfähiger, wenn wir in der Schule und in der Freizeit beim Sport mitmachen.
Besonders wichtig ist aber, daß wir dem Herzen nicht schaden. Schädlich kann sein, wenn zuviel Salz im Essen ist. Aber es gibt Schlimmeres: Es soll Jugendliche geben, die meinen, mit einer Zigarette oder einem Bier könnte man zeigen, wie erwachsen man sei. In der Zigarette ist ein Gift, das Nikotin, welches die richtige Arbeit des Herzmuskels stört. Sieht man also einen Jungen oder ein Mädchen rauchen, so sollte klar sein, daß sich in diesem Augenblick jemand zum Herzkrüppel macht, aber auch andere schlimme Krankheiten, wie den Krebs, für sich vorbereitet. Und der Biertrinker bekommt ein Bierherz. Das ist groß und so leistungsfähig wie ein Fettkloß.
Nun, jeder weiß, daß unsere Sportler, vor allem, die, welche die DDR bei Olympischen Spielen vertreten oder bei denen es um einen Fußballpokal geht, nicht rauchen oder Alkohol trinken dürfen. Sie achten auf ihr Herz.
Mehr als 70 Jahre muß die „Pumpe" des Menschen arbeiten, etwa siebzigmal in der Minute hat sie zu schlagen. Rechnet aus, wieviel Schläge das sind, wenn man nur erst 10 Jahre alt ist: einige 100 Millionen. Und wenn nicht klar ist, was das bedeutet: Versucht das einmal mit einer Fahrradpumpe nachzumachen – sagen wir dreißigmal rauf und runter in einer Minute, bei schon gefülltem Reifen und nicht 10 Jahre lang, sondern bloß 10 Minuten – oder macht einfach entsprechende Klimmzüge. Dann wißt ihr, was das Herz für ein besonderer Muskel ist und wie wichtig es ist, ihn gut zu erhalten.

Prof. Dr. Jung



Fragen





Unser tägliches Leben ist ohne Energie kaum noch vorstellbar. Fällt einmal der Strom aus, so müssen wir beispielsweise auf Licht und Fernseher verzichten.

Wir verwenden in unserer Republik zur Erzeugung von Energie hauptsächlich die Wärme, die beim Verbrennen von Braunkohle entsteht. Schon jetzt machen sich die Wissenschaftler Gedanken darüber, wie wir unsere Energie erzeugen, wenn einmal keine Braunkohle mehr vorhanden sein wird.

Hierbei ist man auf den Gedanken gekommen, auf der Erde eine kleine Sonne zu bauen, die uns mit Energie versorgen kann. In der Sonne entsteht die Energie durch Verschmelzen von Atomkernen. Die Wissenschaftler bezeichnen diesen Vorgang als Fusion. Der sowjetische Physiker und Nobelpreisträger N. G. Basow hat 1962 vorgeschlagen, zu diesem Zweck Laserstrahlen zu verwenden. Bei diesen Untersuchungen werden viele starke Laserstrahlen auf ein kleines Glaskügelchen gerichtet, in dem sich eine Art des Wasserstoffs, nämlich Deuterium, befindet.

Der Durchmesser des Kügelchens beträgt wenige Millimeter. In dem Bruchteil einer Sekunde fallen die Laserstrahlen von allen Seiten auf das Kügelchen ein.

Die Oberfläche des Kügelchens heizt sich sehr stark auf. Die Temperatur an der Oberfläche beträgt über 10 000 000 Grad. Bei solchen Temperaturen verdampft das Glas, und das Kügelchen wird von allen Seiten zusammengedrückt. Im Zentrum der Kugel können jetzt die gleichen Vorgänge wie in der Sonne ablaufen. Die Atomkerne verschmelzen, und es entsteht Energie. Da für diese Untersuchungen Laserstrahlen eingesetzt werden, bezeichnet man diesen Vorgang als Laserfusion.

Dr. Korn

Was ist ein Horoskop wert?

Ein Horoskop (wörtlich: Stundenschau) ist eine Zusammenstellung über Sonne, Mond und Planeten, meist für den Zeitpunkt der Geburt eines Menschen. Die Astrologie behauptet, daß man daraus Charaktereigenschaften und Schicksal der betreffenden Person ablesen kann. Dahinter verbirgt sich die Auffassung, daß die Sterne einen Einfluß auf unser Leben ausüben.

Um zu verstehen, wie es zu dieser Lehre kam, müssen wir einen Blick in die Vergangenheit werfen: Vor Jahrtausenden, als der Mensch die ihn umgebende Natur noch nicht verstand und in den Naturereignissen das Wirken von geheimnisvollen Mächten sah, erschien ihm auch der Sternenhimmel als eine höhere Gewalt. Viele wichtige Ereignisse auf der Erde schienen direkt mit den Vorgängen am Himmel verbunden. Die alten Ägypter vor Jahrtausenden fanden zum Beispiel, daß der für ihre Landwirtschaft äußerst wichtige Hochstand des Nilwassers stets etwa dann eintrat, wenn der Stern Sirius am Morgenhimmel zum ersten Mal sichtbar wurde. Sirius erschien ihnen deshalb als „Bringer des Nilwassers", obwohl der Stern mit der Überschwemmung der Niltäler überhaupt nichts zu tun hat. Im Laufe der Zeit entwickelte sich ein ganzes Regelsystem von Bedeutungen und besonders den Planeten wurden bestimmte Wirkungen zugeschrieben. Für diese astrologischen Regeln gab und gibt es keine naturwissenschaftlichen Grundlagen. Vielmehr lehren uns die Erfahrungen der Geschichte, daß die Menschen ihr Schicksal selbst gestalten. Wer uns heute einzureden versucht, daß die Sterne unser Leben bestimmen, will davon ablenken, daß der bewußte Wille der Menschen und Völker unseren Planeten verändert hat und weiter verändern wird.

Dr. D. B. Herrmann

AHA-Miniquiz mit Maxipreisen

Liebe AHA-Redaktion!

Seit einiger Zeit schreiben die bekannten AHA-Professoren nun auch für uns. Ich finde das prima, denn es sind immer originelle Themen, die richtig neugierig machen. Ich habe mir deshalb gleich selbst ein Minniquiz ausgedacht. Mal sehen, ob Ihr es drucken werdet. Wie groß ist das Herz eines Menschen – so ungefähr?

H – wie eine Streichholzschachtel
A – wie eine Faust

Bestimmte Leute glauben selbst heute noch, daß man die Zukunft aus den Sternen lesen kann. So 'n Quatsch! Wer stellt eigentlich solch ein Horoskop?

A – Astronom
B – Astrologe

Erdöl hat, so habe ich das in Meyers Lexikon gelesen, eine Dichte von 0,8 bis 0,9 kg je dm^3. Ist es dann

A – leichter oder
H – schwerer als Wasser

Der Kooperationsverband Havelobst hat eine Fläche von über 10 000 ha. Die Erntearbeit wird immer mehr mechanisiert.

A – Für Kirschen und Pflaumen gibt es Rüttelmaschinen.
H – Der Baumschnitt wird zunehmend mit pneumatischen Geräten mit zwölf Scheren vorgenommen.
A – Es gibt sogar Apfelsammelmaschinen zum Auflesen von Fallobst.

Ist ein Gerät dabei, was es nicht gibt? Was meint ihr?

Na, „Frösi", wie findest Du mein Miniquiz? Schreibt mir doch einmal Euer

Frösi-Fan, Franz Fummel

PS

Prima, Franz, gerade richtig zum Zentralen Lernfest im Mai!
Knobelt doch alle einmal solch Miniquiz aus. „Frösi" druckt die besten – ihr seht es ja hier.
Die Auflösung für dieses Miniquiz schickt ihr an AHA, Fernsehen der DDR, 1199 Berlin, Rudower Chaussee und schreibt bitte unbedingt eine Frage dazu, die euch oder eure Eltern ganz neugierig macht. Schreibt mal hin – ihr werdet schon sehen, was ihr davon habt – 10 von euch auf jeden Fall einen schönen Maxi-Mini-Quiz-Preis! Einsendeschluß: 30. 4. 1986

Zeichnungen: Winfried Warmke
Repros: Hilmar Schubert

Hanna schreibt ein Protokoll

GUNTHER FEUSTEL

Deutsch in der 5b. Es ist schon die fünfte Schulstunde, und draußen brütet die Sonne. Der Unterricht wird müde. Dann plötzlich die Frage: Wer ist ein Held?
Das zieht selbst Thomas hoch: „Tschapajew!" Rosa meint: „Rosa Luxemburg!" – schon wegen der Namensgleichheit. Und dann Rufe: „Gagarin – Spartakus – Ernst Thälmann – und Jähn."
Wieder eine kleine Stille. Nur Hanna meldet sich. Gespannt sehen sie alle an. Die meldet sich sonst nur selten. Hanna wird verlegen. „Der alte Wulkow ist auch ein Held." Schallendes Gelächter. Hanna wird rot. Schüchtern setzt sie sich.
„Vielleicht geht er nachts heimlich auf dem Mond spazieren."
Mirko grinst. Wieder Gelächter. Aber Hanna ruft in das Gelächter hinein: „Ich werde es euch beweisen. Mein Vater hat es auch gesagt."
„Was meint denn Max dazu?" fragt Frau Kern. Max hat es die Sprache verschlagen. Er müßte den alten Wulkow eigentlich kennen – jede Falte in seinem Wesen, denn der alte Wulkow ist sein Großvater.
Aber Max weiß eigentlich gar nichts von ihm, auch wenn er seinen Vornamen trägt, denn die Familie geht dem Alten aus dem Wege – oder auch umgekehrt, so genau weiß man das nicht.
Es läutet. Max atmet auf. Schulschluß! Jetzt wird niemand mehr eine Erklärung verlangen. Aber das ist ein Irrtum. Hanna steht unerwartet neben ihm. Sie ist schüchtern, aber sie hat auch einen unglaublichen Dickkopf. „Du läßt es zu, daß man über deinen Großvater lacht?" Max zuckt mit den Schultern. „Wie willst du überhaupt den Helden beweisen?"
Hanna nimmt das Fahrrad und drückt die Mappe auf den Gepäckständer. „Ich werde ihn beobachten und alles aufschreiben."
„Alles?" fragt Max mißtrauisch. Plötzlich erwacht in Max so etwas wie Familiensolidarität. Also fährt er hinter Hanna her.
Das Mädchen biegt in die Kirschallee ein. Die Räder mahlen im Sand und hinterlassen tiefe Furchen. Endlich holt Max Hanna ein.
„Was hast du denn davon?" fragt Max. Hanna schweigt, aber ihrem Gesicht sieht man die Entschlossenheit an. Sie duckt sich hinter die Hecke und starrt auf die abgelegene Kate unter dem Birnbaum.
Der alte Wulkow füttert seine Karnickel. Er redet mit ihnen – auch mit seinem Hund. „Schreibe das nicht auf", flüstert Max, aber Hanna hat es schon notiert. Dann setzt sich der alte Wulkow auf die Bank neben der Tür und streckt das rechte Bein in die Sonne. „Der Alte sieht eigentlich noch gar nicht so alt aus", schreibt Hanna.
Max wird ungeduldig. „Willst du bis morgen früh hinter dieser Hecke hocken?" Hanna klappt das Notizbuch zu.
In der Kirschallee hält Max Hanna am Gepäckständer fest. „Er ist seit einem Jahr Rentner, also über das Heldenalter hinaus. Sieh das endlich ein!"
Hanna schüttelt den Kopf. Bei Lotte Rothe hält sie an. Die ist mit dem alten Wulkow zusammen zur Schule gegangen.
Frau Rothe hängt Wäsche in den Garten. Sie begreift zuerst gar nicht, was Hanna will, denn Max redet unaufhörlich dazwischen. Viel ist es nicht, was die beiden erfahren. Max Wulkow war ein ganz durchschnittlicher Schüler – wie Max Wulkow, sein Enkel, auch. Aber Hanna notiert es. Sie steckt das Notizbuch schon in die Tasche, da ruft Frau Rothe sie zurück. „Da ist vielleicht doch etwas. Zum Kriegsende hat Max Wulkow einem geflohenen sowjetischen Kriegsgefangenen das Leben gerettet. Und beiden hätte es das Leben gekostet, wäre das Versteck entdeckt worden."
„Schreibe das auf", sagt Max und sieht Hanna auf die Finger. Aber reicht diese Tat aus, um aus einem gewöhnlichen Menschen einen Helden zu machen?
Am nächsten Nachmittag hocken die Kinder wieder hinter der Hecke versteckt und beobachten den alten Wulkow. Der liest die Zeitung und ißt Bratkartoffeln mit Sülze. Max, dem Enkel, läuft das Wasser im Mund zusammen. Ob sich sogar das Leibgericht vererben kann? Gegen Abend kommt der junge Kolbe und bringt ein Stück Traktor mit. Max Wulkow geht mit ihm in die Scheune. Man hört es hämmern, und Max kann deutlich erkennen, daß der Großvater schraubt und feilt. Werner Kolbe zieht befriedigt ins Dorf zurück.
„Schreibe das auf", sagt Max, der Enkel, wieder. Hanna hat es längst notiert. Aber zu einem Helden reicht das immer noch nicht.
„Er ist eben ein Wulkow", Max streicht sich durch die Haare. „Hilfsbereitschaft liegt in unserer Familie." Auf dem Dorfplatz hält Max Hanna wieder am Gepäckständer fest. „Wir müssen Kerkow fragen, der war immer sein Freund."
Also fahren die beiden zu Kerkows. „Wird ja Zeit, daß du dich mal um deinen Großvater kümmerst", brummt der. „Jedoch ein Held?" Kerkow schüttelt den Kopf. Aber die beiden erfahren doch, daß der alte Wulkow der beste Kombinefahrer des



Kreises war, immer über der Norm lag, fast nie eine Ausfallzeit hatte und vor Jahren noch ausgezeichnet wurde. Hanna notiert. Max unterstreicht es. Es ist auch sein Traum, so ein riesiges Ernteschiff durch die Felder zu lenken – von Horizont zu Horizont.

In der Schule kichern sie schon über Hanna und Max. Aber die beiden fahren Nachmittag um Nachmittag zur Birnenkate und beobachten den alten Wulkow. Nichts geschieht, nur Alltäglichkeiten.

Inzwischen beginnt die Ernte. Max Wulkow, der Großvater, steht oft am Feldrand und sieht den Kombines zu. Er spricht mit seinem Hund über jeden Fehler, den er entdecken kann. Hanna notiert es. Max ist es peinlich, daß sein Großvater mit einem Hund redet.

Dann kommt ein Sonntag. Schon früh um sechs Uhr brummen die Ernteriesen durch den Roggen, aber eine Kombine bleibt am Feldrand stehen. Das bedeutet Ausfall, vielleicht Ernteverluste, denn der Wetterbericht hat für den Nachmittag Gewitter vorausgesagt. Fred Stötzel stürzte am Morgen mit dem Motorrad, und auf dem Sozius saß Hannes Schulze. Nun steht ihre Maschine ungenutzt im Hasenklee neben dem Weg. Max Wulkow, der alte, redet mit dem Schichtleiter. Für Minuten herrscht Ratlosigkeit. Andere Fahrer gehen zu den beiden – eine Konferenz am Feldrand. Dann steigt der alte Wulkow auf das Ernteschiff, sitzt da wie ein Kapitän. „Der hat doch schon ein Jahr nicht mehr auf der Maschine gesessen", flüstert Max und sieht erschrocken zum Feld hinüber.

Aber der Großvater lenkt das Maschinchen über die Felder und bleibt exakt in der Kolonne. Es ist ein heißer Tag. Der alte Wulkow geht von der Vormittagsschicht in seine Kate, schließt die Tür und öffnet die Fenster. Max und Hanna schleichen dicht an das Haus heran.

„Das war ein schweres Stück", Max Wulkow nickt seinem Hund zu. „Der beste war ich nicht, aber immerhin schaffen wir noch die Norm." Er setzt sich auf den Bettrand und reibt sich das Knie mit Rheumasalbe ein. „Mein Ruhm als bester Kombinefahrer wird in diesen Tagen zerschmelzen wie Märzenschnee in der Sonne! Aber was notwendig ist, muß trotzdem getan werden."

Hanna notiert alles. Aber Max will das mit dem schmelzenden Ruhm streichen – und dazu das ewige Gerede mit dem Hund.

Zwei Tage fährt der alte Wulkow die Kombine, dann kommt ein Jugendbrigadier vom Kreisbetrieb für Landtechnik.

Hanna und Max hocken wieder in der Hecke und beobachten den Alltag des alten Wulkow. Für den Hund sind die beiden längst keine Fremden mehr, schon wegen der guten Happen, die sie für ihn in der Tasche haben.

Der Hund schnüffelt an den nackten Fußsohlen des Jungen. Es kitzelt. „Laß das, geh! Du verrätst uns noch", flüstert Max. „Wie dein Großvater redest du mit ihm", kichert Hanna. Max stößt ihr in die Seite. Der Hund glaubt, ein Spiel beginnt und bellt fröhlich. Der alte Wulkow entdeckt die Kinder in der Hecke. Er schweigt betroffen und starrt Max an. Wie die Wulkows so nebeneinander stehen, ähneln sie sich ungemein.

„Ich bin schon 12 Jahre und du hast dich nie wie ein Großvater um mich gekümmert. – Und Hanna behauptet, du wärst ein Held", sagt Max leise.

Der alte Wulkow rührt sich nicht, er schweigt. Nur der Hund rennt von einem Wulkow zum anderen, bellt und jault.

„Wartet!" brummt der alte Wulkow, verschwindet im Haus und rumort darin herum. Als er wieder in der Tür steht, trägt er seinen dunkelblauen Sonntagsanzug, setzt ein strammes Karnickel in seinen Korb und verschnürt ihn auf dem Gepäckständer.

So fahren die drei ins Dorf bis zu den neuen Häusern, wo Max wohnt. „Bleibt noch eine Weile draußen." Der alte Wulkow nimmt den Karnickelkorb und geht ins Haus.

Hanna drückt mit geschlossenen Augen beide Daumen in die Hand. „Warum denn das?" fragt Max. „Damit es keinen Krach gibt. Ich finde deinen Großvater sehr mutig!" Hanna notiert es. Max streicht es durch. „Familienangelegenheiten sind Privatsache!"

Aber als Hanna am ersten Pioniernachmittag nach den Ferien das Protokoll über Max Wulkow vorliest, steht das mit dem Karnickel doch drin.

Eine Diskussion entbrennt: Held oder nicht Held? „Niemand ist jeden Tag ein Held, aber es gibt viele, die beinahe Helden sind – trotzdem merkt es keiner", sagt Hanna.

Alle schweigen. Und dann steht es fest: Die Pioniergruppe bringt dem alten Wulkow einen riesigen Blumenstrauß und einen Kuchen, den hat Hanna gebacken.

Dann sitzen sie alle im Katengarten unter dem Birnbaum und essen Kuchen und fragen den alten Wulkow so viel, daß der ganz verlegen wird.

Wäre noch zu berichten, daß Hanna und Max, der Enkel, auch weiterhin jede freie Stunde zusammenhokken – und Max, der Großvater, ist manchmal dabei.

Zeichnung: Friedrun Weißbarth



FRÖSI-SPASS

Ob Scherben in diesem Fall Glück bringen? Das hängt sicherlich von Alwins Antwort ab. Welche Ausrede könnte er vorbringen? Laßt euch einen lustigen Text einfallen, schreibt ihn auf eine Postkarte und schickt sie bis 10. April 1986 an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: „Frösi"-Spaß. Lustige „Frösi"-Souvenirs liegen für euch bereit.



TÜTES JRRGARTEN



Susi Sammler sorgte einmal wieder für Aufsehen. In der Pause zwischen Bio und Mathe verkündete sie folgendes: „Hört mal zu, Leute. Wir haben doch alle Balkons an der Wohnung. Ich habe mir überlegt: Wir bilden eine Arbeitsgemeinschaft Junge Balkonkastengärtner." Alle waren sprachlos, nur ich nicht: „Deine Ideen werden immer komischer. Junge Balkonkastengärtner – so ein Quatsch! Die Kästen werden bepflanzt und fertig."

Susi sah die Sache völlig anders: „Keine Ahnung hast du. Auch Balkonkästen müssen gehegt und gepflegt werden, da muß Dünger in die Erde, Unkraut gezupft werden und ... und ... und ... Das ist wie'n kleiner Garten."

Aber ich, der Tüte, blieb die Antwort nicht schuldig: „Möglicherweise machen Balkonkästen auch Arbeit. Aber zeige doch mal liebe Susi, was du über die Pflanzen weißt. Gleich erzähle ich dir eine Geschichte."

Susi nahm an und ich plapperte los: „Im vergangenen Jahr, zur Schulgartenaussaat, bekam ich acht Schulgartenbeete zugeteilt. Ich besorgte mir Samentüten, bereitete die Beete vor und dann begann ich. Auf dem ersten Beet säte ich Tulpen, ganz vorsichtig schüttelte ich den Samen aus der Tüte. Das zweite Beet war für Stiefmütterchen vorgesehen. Auch hier säte ich ganz vorsichtig. Weiter ging's mit Krokussen, dann Astern, Dahlien, Mohnblumen, Sonnenblumen und Maiglöckchen. Leider hatte ich nur diese acht Samentüten bekommen, sonst hätte ich noch viel mehr aussäen können."

Susi guckte mich mit großen Augen an. „Das hast du doch toll gemacht, Tüte!"

Merkt ihr was? Susi hatte keinen blassen Schimmer! Oder? Überlegt einmal haargenau! Welche der Blumen kann man nicht so einfach aussäen, weil sie, tja, aus einem ganz bestimmten Grund gar nicht in eine Samentüte hineinpassen. Schreibt ihre Namen auf eine Postkarte und schickt sie bis 25. April 1986 an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Irrgarten.

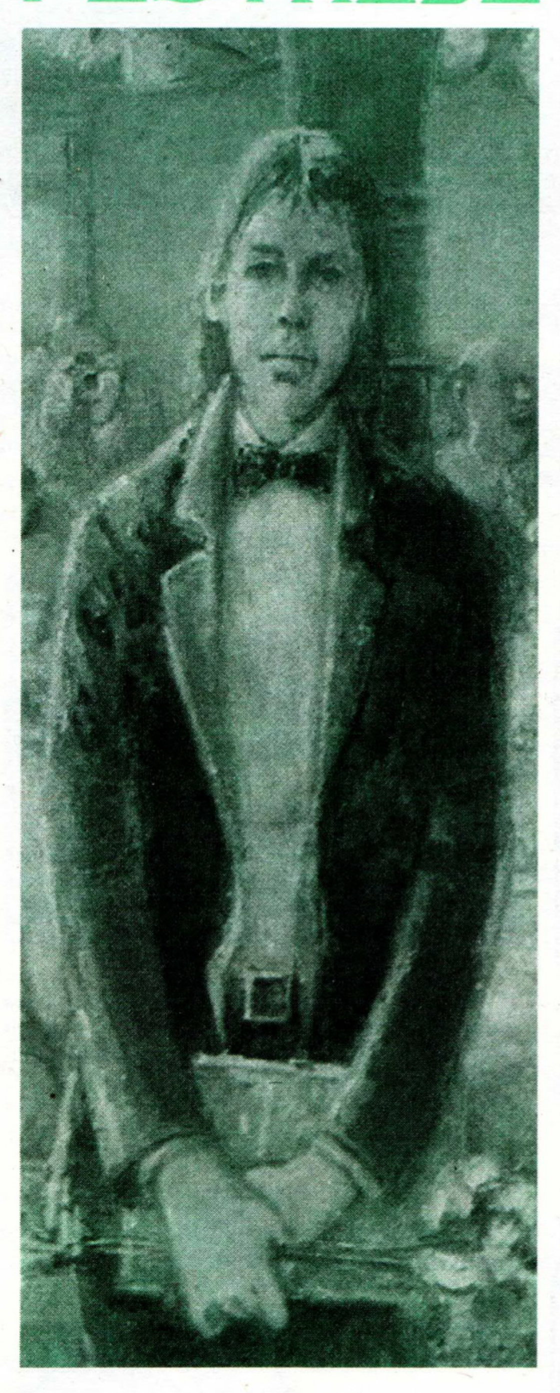
Lernhilfe: Verfolgt den Weg von Tüte zur Gießkanne. Die falschen Blumen bleiben auf der Strecke, an denen kommt ihr also nicht vorbei.

Zeichnungen: Richard Hambach
Text: Frank Frenzel

DIE FESTREDE

Da sitzen sie also in der ersten Reihe im Kino „Kosmos" in Berlin. Erwartung knistert auf den Stühlen. Eine grauhaarige Frau in festlicher Robe steht am Pult und läßt den Blick neugierig über die Vierzehnjährigen gleiten.
Sie räuspert sich.
„Vor fast sechzig Jahren, liebe junge Freunde, fühlte ich mich ebenso erregt wie ihr im Augenblick. Es war gleichfalls in einem Kino, und hinten saßen die Eltern und Geschwister und reckten die Hälse, um genau zu sehen, was mit uns passiert, wenn plötzlich einer erklärt: Jetzt seid ihr erwachsen! Nichts ist passiert, natürlich. Und auch ihr werdet in einer Stunde ebenso jung und unbeschwert den Saal verlassen wie ihr kamt. Erwachsenwerden ist nämlich ein langer Prozeß und keine Sache von Minuten. Doch das wißt ihr alles selbst aus den Jugendstunden, das muß ich euch nicht erst erklären. Uns hat man das damals im Lebenskundeunterricht in der 8. Klasse beigebracht, wovon unsere Eltern aber keine Ahnung hatten. Unser Jugendweihekino hieß ‚UFA-Palast' und nicht ‚Kosmos' – schon daran wird deutlich, wie wir inzwischen vorangekommen sind. Und es befand sich nicht in der Karl-Marx-Allee in Friedrichshain, sondern in der Turmstraße in Berlin-Wedding. War auch ein Arbeiterbezirk, ein ganz roter sogar. Als wir einmal einen neuen Lehrer bekamen, stellte er sich vor die Klasse, hob die Faust und sagte: ‚So heiße ich!' ‚Rot Front!' riefen alle Schüler und brüllten los, ‚so heißt doch keiner.' Das kam daher, weil wir den Arbeitergruß kannten und in dieser Hinsicht besser Bescheid wußten als der Geschichtslehrer, der nämlich Faust hieß, Otto Faust. Denn wenn diesem, im übrigen reaktionärem Mann, bekannt gewesen wäre, welche Folgen seine geballte Faust nach sich ziehen würde, hätte er mit Sicherheit auf diese Demonstration verzichtet.
Faust war, das muß ich gestehen, an unserer Schule die Ausnahme. Wir hatten meist gute Lehrer. Aber die waren seinerzeit nicht die Regel. Wenn eure Großeltern aus ihrer Schulzeit berichten und darüber klagen, daß ihre Pädagogen sie schlecht behandelten, daß es zuweilen Schläge aufs Gesäß und die Finger gab, daß das Klassenzimmer finster und der Schulhof eng war – das könnt ihr ihnen ruhig glauben. Das stimmt haargenau. In den 20er Jahren existierten in Berlin jedoch auch einige moderne Schulen. Ich denke da zum Beispiel an die Schulfarm Scharfenberg am Tegeler See, die unter anderen auch Hans Coppi besuchte, oder die Rütli-Schule in Neukölln, zu der Hanno Günther ging – ebenfalls ein von den Faschisten ermordeter Widerstandskämpfer, wie ihr wißt. Ich lernte seit der 4. Klasse, seit 1923 also, in der 244. weltlichen Schule in der Pank-, Ecke Wiesenstraße. Gleich daneben befand sich die 245., die mein älterer Bruder Fritz besuchte. In der Pause trafen wir uns auf dem Hof. Da war nichts dabei – hier wurden Mädchen und Jungen gemeinsam unterrichtet. Ihr könnt mir glauben: Ich kam aus einer Mädchenklasse von der kirchlichen Gemeindeschule und mußte, wie die meisten auch, mich erst daran gewöhnen, neben einem Jungen zu sitzen.
Mein Schuldirektor war ein linker Sozialdemokrat, und der von Fritz gehörte der KPD an. Das sagt schon alles. Als die großbürgerliche Regierung beschloß, Panzerkreuzer zu bauen, organisierten die Pädagogen selbst Schulstreiks, um mit uns zusammen gegen die Aufrüstung zu protestieren. Das müßt ihr euch einmal vorstellen! Wir Jugendweiheteilnehmer marschierten nun an diesem 19. September 1927 in den ‚UFA-Palast'. Ich trug ein taubenblaues, silberbesticktes Kleid, das hatte Großmutter von ihrem Ersparten besorgt. Wir waren fünf und alles andere als reich. Vater arbeitete beim Bahnbau und Mutter daheim, weil sie krank war. Das Rheuma hatte sie sich beim sogenannten ‚Trockenwohnen' geholt. Vornehmlich Giebelwohnungen waren geraume Zeit nach ihrer Fertigstellung feucht und eigentlich noch nicht beziehbar. Die Hauseigentümer verkürzten das unprofitable Warten, indem sie Proletarierfamilien zu geringeren Mieten dort so lange einwohnen ließen, bis die Zimmer tatsächlich beziehbar waren. Das nannte man ‚Trockenwohnen'.
Wie gesagt, Mutter verdiente daheim mit dem Nähen von Berufsbekleidung einige Pfennige, und wir Kinder halfen ihr dabei. Doch für ein neues Kleid, das zudem auch noch festlich sein sollte, reichte es ohne die Hilfe der Großmutter nicht. Das Taubenblaue habe ich Jahr um Jahr getragen; Mutter hat es mehrmals geändert. Schließlich wuchs ich ja.
Dann wurde eine Rede gehalten. Es gab ein Buch für jeden, und danach zogen wir nach Hause. Zehn Leute etwa saßen bei uns am Tisch. Das lag nicht etwa daran, daß Mutter keine größere Runde hätte bewirten können. Wir hatten ganz einfach von der Verwandtschaft niemanden eingeladen. Als die nämlich mitbekamen, daß keiner von uns den Religionsunterricht besuchte und wir die Jugendweihe der Konfirmation vorzogen, hoben Tanten und Onkels pikiert die Nasen. Mit derart gottlosem Gesindel wollten sie nichts zu tun haben. Und wir an diesem Tag natürlich auch nichts mit ihnen.
Mein Jugendweihetag, das gebe ich zu, ist nicht sehr in meinem Gedächtnis haften geblieben. Das lag nicht etwa an den fehlenden Geschenken. Später nämlich erlebte ich für mich wesentlich wichtigere Ereignisse, die meine Erinnerung an den Septembertag 1927 überlagerten. Ich denke da auch an den Reichsjugendtag Ostern 1930 in Leipzig. Inzwischen war ich Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes (KJVD) und der ‚Roten Schlipse', siebzehn Jahre alt und – um einmal einen Begriff eurer Zeit zu gebrauchen – ein Fan Ernst Thälmanns geworden. Die Kundgebung auf dem Leipziger Augustplatz damals drohte zu einem Blutbad zu werden, als die Polizei provozierte und Schüsse fielen. Im Nu verwandelten sich Fahnenstangen und Transparente in unseren Händen zu Prügeln, die wir gegen die bewaffneten Provokateure einsetzten. Ich sehe ihn noch vor mir, als wäre es erst gestern geschehen: Thälmann als Fels in der aufgebrachten Menge. Seine kräftige Stimme dröhnte über unsere Köpfe hin: ‚Übt Disziplin, Genossen! Werft die Knüppel weg!'
Wir waren so erregt, verständliche Wut schnürte unseren Verstand – Thälmann aber behielt einen kühlen Kopf und sah sofort, daß die Polizei nur einen Anlaß suchte, die Manifestation aufzulösen. Das habe ich mir gemerkt: Um sich zurechtzufinden, muß man unbedingt seinen Kopf benutzen. Wobei: das Herz ist oft auch ein guter Ratgeber. Bei Ernst Thälmann, glaube ich, waren Verstand und Gefühl zu gleichen Teilen beteiligt an dem, was er tat, und was er sagte. Deshalb achteten und liebten ihn die Arbeiter. Es wäre gut, wenn euch dies später stets gelingen könnte, gleichermaßen mit Herz und mit Verstand zu arbeiten und zu entscheiden.
Gut, ich möchte euch nicht weiter mit meinen Erinnerungen die Zeit rauben. Ich danke euch, daß ihr mir so aufmerksam zugehört habt. Danke."
Beifall begleitete die grauhaarige Rednerin, als sie zu ihrem Platz zurückgeht.
„Die Frau ist stark", flüstert einer aus der ersten Reihe anerkennend seinem Nachbarn ins Ohr. „Wer ist das?"
„Die Vorsitzende des Komitees der Antifaschistischen Widerstandskämpfer in Berlin-Weißensee, Margarete Beinlich."

Frank Schumann



Ausschnitt aus Gemälde „Jugendweihe", von Rolf Schubert

Pionierleiter Karl

Der Weg zu Thälmann

9. Folge

Text:
Prof. Dr. Jürgen Polzin
Zeichnungen:
Günter Hain



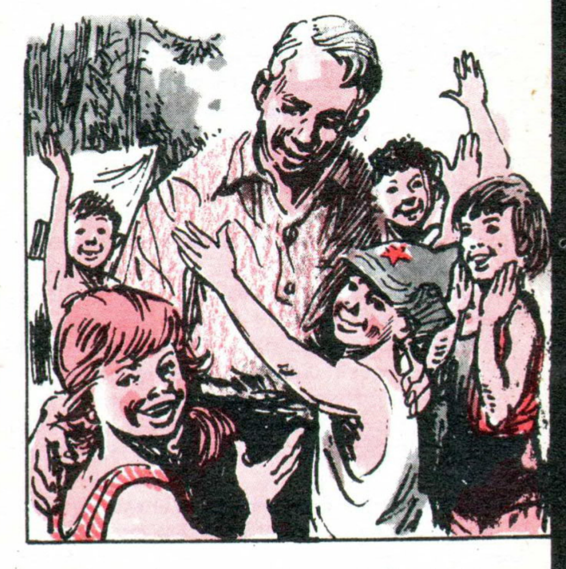
1. Karl Kleinrab ist Pionierleiter geworden. In diesem Sommer des Jahres 1932 weilt er mit seinen Jungspartakisten im Pionierlager in der Dübener Heide.



2. „Kommt, laßt uns die Pilze gleich zum Küchenzelt bringen!" „Herrlich, dann gibt es heute Mittag gebratene Pilze!"
„Hm, mir läuft schon jetzt das Wasser im Mund zusammen."



3. „Seht nur, Kartoffeln und Speck haben uns die Kleinbauern vom Nachbardorf geschickt, weil wir ihnen bei der Getreideernte geholfen haben. Dazu eure Pilze. Das gibt ein Festessen!"



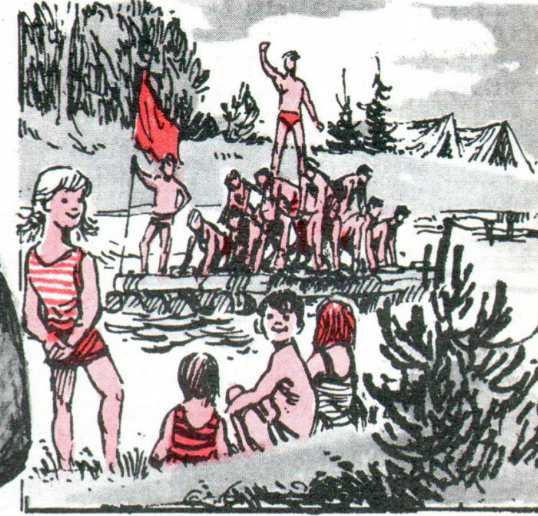
4. Ein Festessen mitten in der Woche! „Ist heute ein besonderer Tag?" „Ja, wißt ihr denn noch nicht? Ernst Thälmann kommt uns besuchen!" „Hurra!" „Es lebe Ernst Thälmann!"



5. „Rot Front, Jungspartakisten! Erholt ihr euch gut?" „Und ob! Hier ist es prima!" „Seid ihr mit eurem Pionierleiter zufrieden?" „Karl ist in Ordnung und versteht Spaß!"



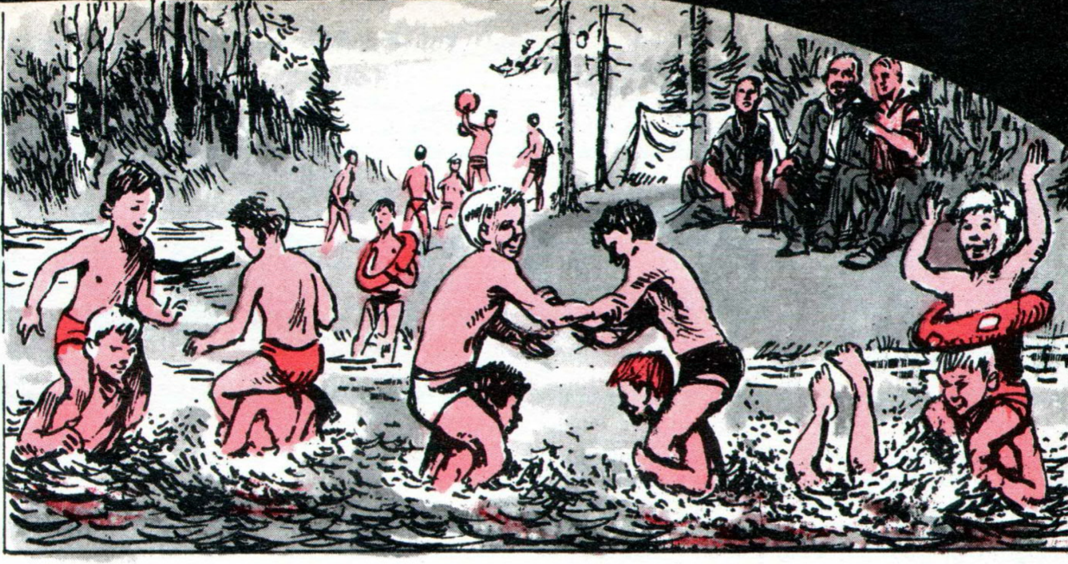
6. „Dürfen wir dich zu einem Spaziergang einladen, Genosse Thälmann?" „Aber gern!" „Da werden die anderen aber staunen, wir dürfen mit unserem Genossen Thälmann wandern!" „Gehen wir, Genossen, wir können uns dann unterhalten."



7. „Das ist unser Roter Wasserzirkus, Genosse Thälmann. Die Mädchen und Jungen haben begeistert geübt." Ich denke, wir haben dir den richtigen Parteiauftrag gegeben, Karl!"



8. „Das stimmt genau. Die Kinder lassen mir keine Zeit, über mein steifes Bein nachzugrübeln. Als Pionierleiter habe ich viel zu tun." „Recht so, Karl."



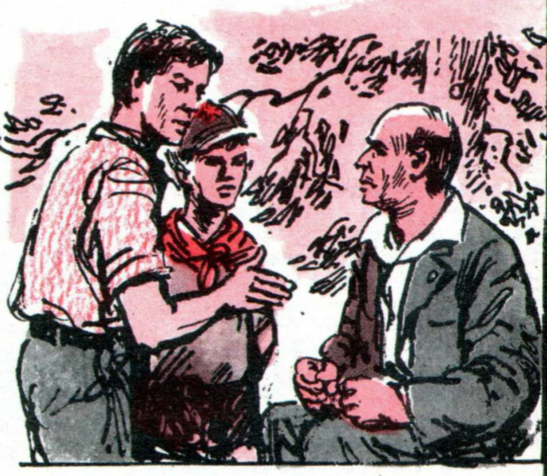
9. „Wie schön ist es, daß wir durch die Solidarität der Arbeiter diese Lager einrichten konnten, daß sich die Kinder so gut erholen können, Karl." „Ich wünschte mir, daß alle Proletarierkinder ohne Not und Hunger glücklich aufwachsen könnten." „Das zu erreichen, wird noch viel Kampf kosten, aber eines Tages, Karl, werden wir es erreichen!"



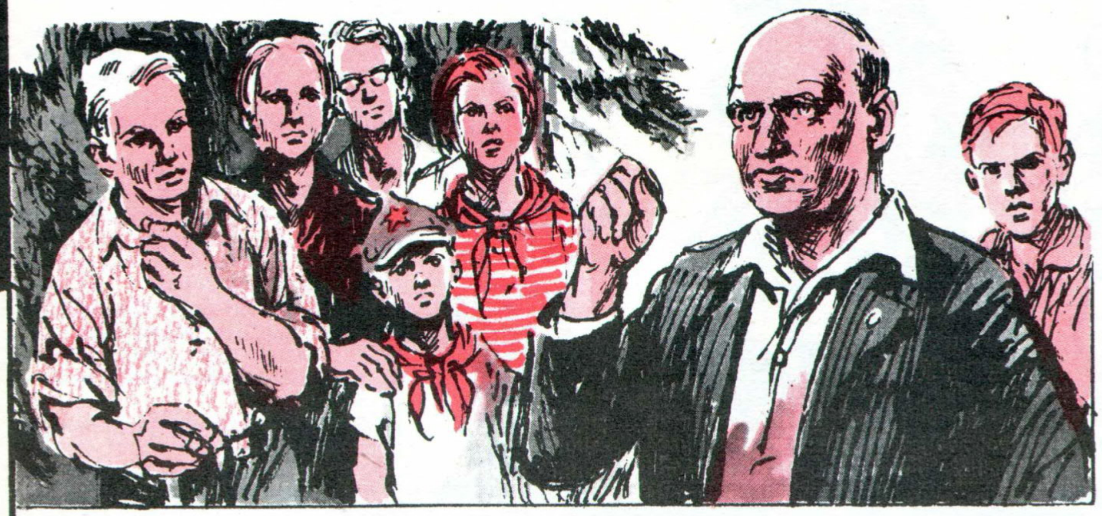
10. „Die politische Lage spitzt sich zu, Karl. Die Faschisten drängen zur Macht. Wenn wir es nicht verhindern, werden sie eine blutige Terrorherrschaft errichten." „Ja, Genosse Thälmann, so schätzen wir die Situation auch ein – und die Arbeiterklasse ist nicht geeint."



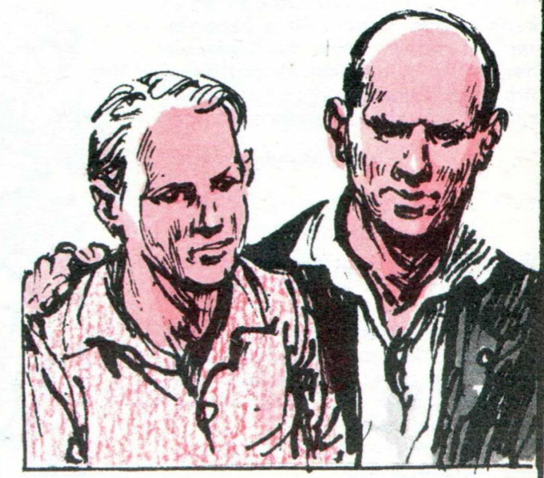
11. „Was können wir tun, Genosse Thälmann?" „Erstens müssen wir eine antifaschistische Massenbewegung entfalten. Zweitens müssen wir uns wappnen, um den Faschisten bewaffnet entgegenzutreten."



12. „Nun, Fietje, warum bei diesem Sonnenschein so ein finsteres Gesicht? Was gibt es?" „Wir haben wieder einen Spitzel im Rotfrontkämpferbund entdeckt, Genosse Thälmann." „Der Klassenfeind ist überall!"

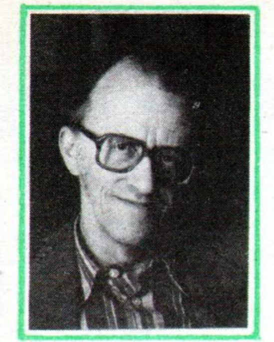


13. „Die Faschisten bieten ein Heer von Spitzeln auf, um unseren illegalen Roten Frontkämpferbund auszukundschaften. Sie wollen unsere Genossen provozieren, um der Polizei Anlässe zum Zuschlagen zu geben." „Es wird ihnen trotzdem nicht gelingen, unsere Organisation zu zerschlagen, wir werden noch wachsamer sein!"



14. „Du hast reiche Klassenkampferfahrungen, Karl. Baue in Halle eine Organisationsschutz- und Nachrichtenabteilung auf. Macht es den Spitzeln unmöglich, bei uns einzudringen." „Verlaß' dich auf mich, Genosse Thälmann!"

Fortsetzung folgt



Schriftsteller und „Frösi"-Leser schreiben gemeinsam Geschichten

Hallo, ihr Geschichtenausdenker und -leser!
Gabi Iffland aus Bad Berka erdachte den Anfang der Geschichte vom unternehmungslustigen Großvater. Mit Freude zu Ende geschrieben wurde sie von Hans-Joachim Riegenring.



Mann, paß auf!

„Mann, paß auf!" rief die Oma erschrocken dem Opa zu, der gerade über die Straße will. Opa Paul ist schon 73, aber noch sehr unternehmungslustig. Doch die Oma hindert ihn an allem.
Wenn der Opa ein Messer in der Hand hat, ruft sie gleich: „Mann, paß auf!" Oder wenn er sich einmal auf den Hocker stellt, um nach der Lampe zu sehen, die schon sehr alt ist, geht es gleich: „Mann, paß auf! Du fällst noch herunter!"
Mit der Zeit wird dem Opa das lästig. Schließlich sind die zwei schon vierzig Jahre verheiratet. Beim Fensterstreichen wenden sie eine ganz besondere Methode an. Damit der Opa nicht hinausfällt, bindet ihm die Oma einen Strick um den Bauch.
Ganz in der Nähe liegt ein kleines Dorf. Dort hat die Tochter der beiden ein kleines Gärtchen. Im Herbst, wenn die Früchte reif werden, fährt der Opa sehr gern dorthin. Sein größtes Problem besteht darin, die Oma abzuwimmeln, denn der Opa klettert gern auf die Bäume. In den höchsten Zweigen pflückt er die Äpfel, Birnen und Pflaumen. Er klettert noch wie ein Eichhörnchen. Wenn das die Oma sehen würde, gäbe es zu Hause Tanz.
Opa besitzt noch immer ein Moped. Das steht aber leider nur zum Ansehen da, fein säuberlich geputzt. Fahren darf der Opa nicht, wegen Omas übertriebener Angst. Und dabei wünscht er es sich doch so sehr!
Nicht einmal aus der Garage holen kann er das Moped. Oma beobachtet ihn ständig vom Küchenfenster her. So kann er nicht einmal heimlich eine Runde drehen. Er kommt sich vor wie ein eingesperrter Vogel.

Gabi Iffland, 12 Jahre

●

Eines Morgens sagt der Opa zu sich selbst: Das halte ich nicht mehr aus, das mache ich nicht mehr mit!
Als er sich rasierte, rief Oma: „Paß bloß auf, daß du dich nicht schneidest!" und als er sich die Schuhe zuschnürte: „Bück dich nicht so, sonst wird dir schwindlig!"
Er weiß, die Oma meint es gut, aber jetzt reichte es ihm.
„Ich werde hier behandelt, als wäre ich hundert Jahre alt", sagt der Opa laut vor sich hin, „dabei bin ich im besten Alter. Und das werde ich der Oma beweisen, schriftlich werde ich es ihr geben!"
Er geht zu seinem Freund, dem Arzt. „Untersuch mich gründlich", bittet er den Arzt, „und schreib auf, was du findest oder nicht findest!"
Der Arzt horcht ihn ab und klopft ihm auf den Rücken und läßt ihn Zahlen auf einer Tafel lesen und klopft ihm mit einem Hämmerchen aufs Knie, guckt ihm in den Hals, und dann schreibt er eine Bescheinigung: „Opa ist körperlich und geistig völlig gesund und auch fahrtüchtig." Stempel und Unterschrift.
„Hier, lies mal", sagt Opa zur Oma und legt ihr die Bescheinigung vor die Nase.
„Na, bitte", nickt die Oma, „das ist der Beweis, daß ich immer auf deine Gesundheit aufgepaßt habe. Dabei soll es auch bleiben. Du bist natürlich bei dem windigen Wetter ohne Schal und Hut rausgegangen. Was steht hier? Fahrtüchtig? Das kann doch wohl nur heißen, daß du mit der Straßenbahn fahren darfst. Am besten, du steckst dich eine Weile ins Bett."
Eigentlich wollte Opa zum Garten fahren, neue Zaunpfähle einschlagen.
Statt dessen liegt er im Bett und schwitzt vor Ärger. Und dabei schwitzt er auch einen Gedanken aus, der ihm sehr gefällt, der ihm so gefällt, daß er noch im Schlaf vor sich hinschmunzelt. Gleich am nächsten Tag beginnt er mit der Ausführung seines Planes. Kommt ein Sohn oder eine Tochter oder ein Enkelkind zu Besuch, flüstert er, wenn Oma nicht dabei ist: „Ich muß euch etwas sagen, ganz im Vertrauen – der Oma geht es nicht sehr gut. Sie will es nur nicht zugeben. Wir müssen alle dafür sorgen, daß sie sich schont!"
„Ehrensache", sagen die erwachsenen Söhne und Töchter und die Schwiegersöhne. „Ist gebongt", sagen die Enkel. Oder: „Klar, Opa, alles paletti!"
Jeden Tag kommt ein Kind oder Kindeskind, manchmal gleich mehrere. Schließlich möchte sich ja keiner nachsagen lassen, er hätte weniger für Oma getan, als die anderen.
„Bleib du schön sitzen, Oma", sagt der eine, und: „Laß nur, ich mach das schon", die andere. „Willst du ein Kissen im Rücken?" fragt ein Enkel. „Soweit kommt's noch, daß du die schweren Einkaufstaschen trägst!" sagt ein Neffe. Sie darf nicht mehr Zwiebeln schneiden, Wäsche waschen, Knöpfe annähen – immer ist jemand da, der es ihr abnimmt.
Dann kommt das große Familien-Sommerfest im Garten. Da hat Oma immer gebacken und gekocht und sich gefreut, wenn es allen schmeckte.
Dieses Mal darf sie nur zusehen. „Die Hitze am Ofen bekommt dir nicht, Oma", heißt es. „Wir machen das schon." „Die Blumen für den Tischschmuck schneiden wir, du mußt dich schonen." Oma wird es schlecht, so regt sie sich auf.
„Ich fahre sofort zur Apotheke und hole ein Beruhigungsmittel!" ruft Opa.
Er geht – nein, er läuft – nein, er hüpft fröhlich zum Schuppen, in dem sein Moped steht. Jeden Tag hat er es geputzt, die blanken Teile strahlen ihn an, der Scheinwerfer zwinkert ihm zu. Opa gibt dem Moped einen liebevollen Klaps und tritt auf den Starter. Der Motor springt sofort an, so gut ist er gepflegt.
Oma hört den Klang des Motors. „Ich verbiete dir –", ruft sie, aber da ist Opa schon um die Ecke.
Die Sonne scheint, der Motor surrt fröhlich, Opa ist so glücklich, daß er laut „Juhu!" macht.
Die Leute sehen ihm lächelnd nach. „Dem geht's anscheinend gut", sagt einer.
Oma aber darf nicht beim Grillen helfen, nicht beim Gläser spülen, sie darf nicht einmal den Kindern die Lampions anzünden.
„Ruh dich schön aus", hört sie dauernd.
Plötzlich, während alle tanzen, springt sie auf und ruft: „Das halte ich nicht aus! Ich muß etwas tun, ich kann nicht so rumsitzen!"
„Genauso geht es mir", schmunzelt Opa, „seit vielen Jahren." „Ich werde dir in Zukunft deine Bewegungsfreiheit lassen", verspricht Oma leise. Opa verbeugt sich galant. „Dann darf ich dich zu dieser Polka auffordern!"
„Nein", sagt Oma streng", denk an dein Herz! Du – . . ."
„Oma!" Opa sieht sie lächelnd an, „soll ich dein Beruhigungsmittel holen?"
„Entschuldige", flüstert Oma. Und dann tanzen beide Polka.

Zeichnung: Christine Klemke

Skizzen aus dem Neuen Gewandhaus



Das Neue Gewandhaus in Leipzig ist ein Konzerthaus, und es hat mit Gewändern (das heißt, mit Tuchen und Stoffen) nur noch wenig zu tun. Der Name „Gewandhaus" für das berühmte Orchester ist gut zweihundert Jahre alt. Er stammt aus der Zeit, als das „Große Concert", ein Leipziger Orchester, zum erstenmal im Messehaus der Tuch- und Wollwarenhändler spielte. Das war am 25. November 1781. Das Messehaus nannte man damals Gewandhaus und das Orchester, das von da ab regelmäßig dort spielte, das „Gewandhausorchester".

1884 bekam es ein eigenes Gebäude im Leipziger Musikviertel, aber es behielt natürlich seinen guten Namen bei, den es sich inzwischen gemacht hatte. Berühmte Dirigenten – Johann Adam Hiller, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Arthur Nikisch, Wilhelm Furtwängler, Bruno Walter, Herrmann Abendroth, Franz von Konwitschny und Vaclav Neumann – waren die Vorgänger Kurt Masurs, der heute das Orchester leitet. Das schöne Gebäude des Gewandhausorchesters wurde im Februar 1944 durch Bomben zerstört. Viele Jahre spielten die Musiker in der Leipziger Kongreßhalle, und seit 1981 haben sie nun wieder ihr eigenes Konzerthaus. Es steht am Karl-Marx-Platz – ein sehr modernes Bauwerk, dessen Wandelgänge mit Bildern Leipziger Maler geschmückt sind.

Doch das Wichtigste an einem Konzerthaus ist natürlich der Saal, und das Wichtigste am Saal ist die Akustik, die Klangübertragung. Der Große Saal bietet 1 927 Zuhörern Platz, und seine Akustik ist so gut, daß Fachleute aus aller Welt davon begeistert sind. Den Musikern macht es ebensoviel Freude, in diesem Saal zu spielen, wie es den Besuchern Freude macht, ihnen zuzuhören. Jedem Konzert gehen sehr intensive Probenarbeiten voraus. Gerhard Vontra hat dem Gewandhausorchester dabei zugesehen, und aus seinen Zeichnungen kann man erkennen, daß Proben und Konzerte für die Musiker und ihren Dirigenten harte Arbeit sind.

Über der großen Orgel an der Stirnseite des Großen Saals steht ein alter lateinischer Spruch: Res severa verum gaudium. Die wahre Freude ist eine ernste Sache, kann man das übersetzen. Man könnte aber auch sagen: Wirkliche Freude kann man nur bereiten, wenn man eine Sache ernsthaft betreibt. Oder: Spaß macht eine Sache nur, wenn man sie ordentlich macht. Aus den Zeichnungen wird offensichtlich, daß die Arbeit allen, die da mit ihren Instrumenten sitzen, wirklich Spaß zu machen scheint. Jeder Musiker konzentriert sich auf seine Noten und achtet zugleich auf Kurt Masur, den Dirigenten. Mit seinen Handbewegungen zeigt er den Musikern, wie er das Stück gespielt haben will. Zwar hat jeder Musiker die Noten vor sich, die er fehlerfrei vom Blatt spielen kann, aber das reicht nicht aus. Man könnte es mit dem Vortragen eines Gedichtes vergleichen: Die Worte stehen fest, der Dichter hat sie ja aufgeschrieben. Aber wie sie klingen, das hängt von dem ab, der sie vorträgt.

Ein Orchester besteht aus vielen Musikern, und sie alle müssen sich gemeinsam einen Standpunkt zu dem Werk des Komponisten erarbeiten. Dabei richten sie sich nach ihrem Leiter, nach dem Dirigenten, der mit seinen Händen die Zeichen für die Musiker setzt. Das gehört zum Handwerk des Dirigenten, und das muß er erlernen.

Kurt Masur hat an der Hochschule für Musik in Leipzig studiert. Danach begann er, als Kapellmeister am Landestheater Halle zu arbeiten. Sein großes Talent und sein Fleiß ließen ihn sehr bald zu einem bekannten und geschätzten Dirigenten werden. Er leitete große Orchester unserer Republik und wurde immer häufiger eingeladen, auch im Ausland zu dirigieren. Seit dem 1. August 1970 ist er Gewandhauskapellmeister zu Leipzig. Das ist sein offizieller Titel.

Wenn er so, wie es Gerhard Vontra gezeichnet hat, mit seinem Orchester probt, dann kennt er nicht nur die Partitur, die Noten für alle Instrumente. Dann hat er sich vorher bereits sehr gründlich mit dem Werk des Komponisten beschäftigt, hat dessen Leben und Gedanken erforscht und über die Zeit nachgedacht, in der der Komponist gelebt hat oder lebt. Nur eine solch umfassende Kenntnis macht es dem Dirigenten möglich, mit dem Orchester tatsächlich das auszudrücken, was der Komponist sagen wollte, wie er als Dirigent das Gesagte versteht und empfindet. Das ist eine sehr verantwortungsvolle und oft mühselige Arbeit, aber: Res severa verum gaudium. Ein guter Wahlspruch – nicht nur für das Gewandhausorchester und seinen Dirigenten.

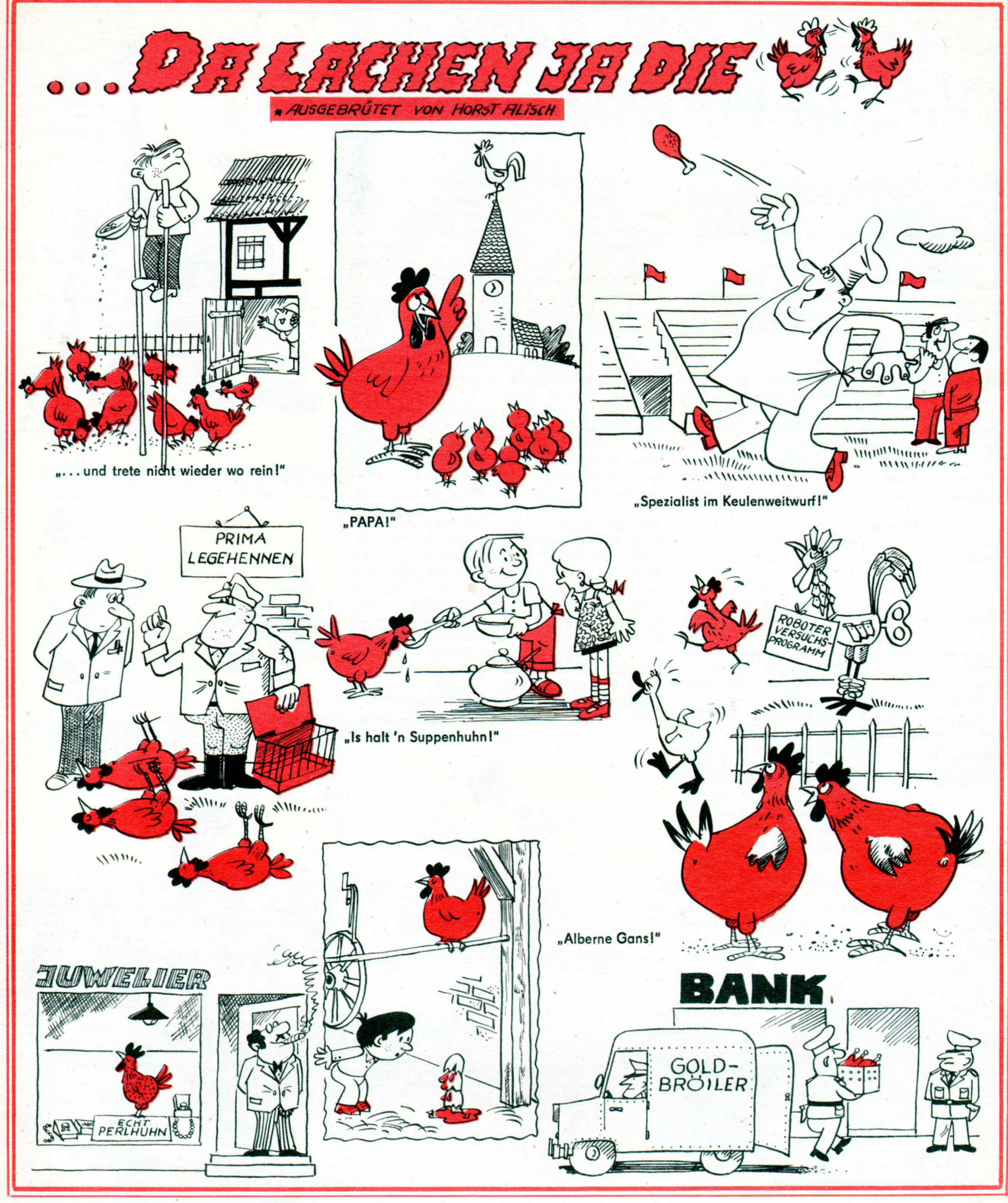
Monika Linke



Zeichnungen: Gerhard Vontra







„. . . und trete nicht wieder wo rein!"

„PAPA!"

„Spezialist im Keulenweitwurf!"

„Is halt 'n Suppenhuhn!"

„Alberne Gans!"

Emmy-Postecke

Liebe Emmy! Wir wollen zum XI. Parteitag der SED symbolisch einen Zug mit Sekundärrohstoffen nach Berlin schicken. Jede Klasse muß einen Waggon füllen. Alle Pioniere sind in die umliegenden Dörfer gefahren und haben bei den Leuten gesammelt. Unsere Patenbrigaden haben kräftig geholfen. Jede Klasse führt einen Wettbewerb, und die besten Einzelsammler werden monatlich ausgezeichnet. Über unsere Aktivitäten durften wir in Rostock zur SERO-Auszeichnungsveranstaltung sprechen. Unsere Klasse 8a bekam vom Zentralrat der FDJ für ihre guten Leistungen im vergangenen Schuljahr eine Prämie.
Sie ist uns allen ein Vorbild.

Freundschaftsrat Wilhelm-Pieck-Oberschule
2404 Kirchdorf/Poel

Keiner ist zu klein

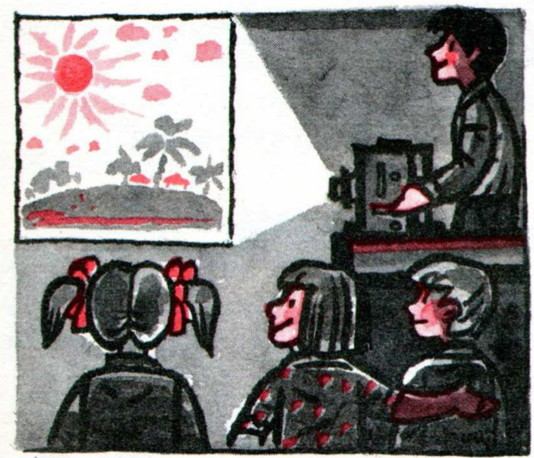
Wir hören und lesen immer wieder, wie schwer das Leben für die Kinder in dem mittelamerikanischen Land Nikaragua ist. Während wir fröhlich spielen und in Frieden und Geborgenheit lernen können, müssen sie in Angst vor den Söldnern der Konterrevolution leben. Das bewegt uns sehr und stimmt uns traurig. Wir überlegten, wie wir den Kindern in Nikaragua helfen können. Keiner ist zu klein, um Helfer zu sein!
Wir veranstalteten einen Solidaritätsbasar. Jeder Schüler bastelte etwas oder brachte etwas von zu Hause mit. Auch die Horterzieherinnen unterstützten uns dabei. Der Erlös: 150 Mark.

Die Pioniere der Oberschule Nietleben
4022 Halle

Freunde in Angola

Mit großem Interesse habe ich den Beitrag in „Frösi" 10/85 des FDJ-Brigadisten Gerd Schulze gelesen.
Auch meine Mitschüler und ich hatten in den vergangenen Jahren sehr enge Kontakte mit einer Schule in N'dalantando in Angola. Mein Vati war dort FDJ-Brigadist. In Filmvorträgen erfuhren wir von ihm viel Interessantes über die Menschen und das Land. Wir wissen um die großen Probleme, mit denen die Menschen Angolas täglich zu kämpfen haben. Unsere Solidarität muß für alle Kinder in der Welt, die es noch nicht so gut haben wie wir, weitergehen. Für mich bedeutet das vor allem gut zu lernen und durch das Sammeln von Sekundärrohstoffen unsere Republik zu stärken.

Branko Woischwill, Nikolai-Ostrowski-Oberschule
1330 Schwedt/Oder, Agitator der Klasse 6 a





Ich lebe so gern in meinem Land

Mein Heimatdorf ist Hirschfeld. Es ist nicht groß, hat ungefähr 820 Einwohner. Wir sind stolz auf unser Dorf. Es hat eine Sauna, einen Friseur, einen Fußpflegesalon, eine Dienstleistungseinrichtung und eine Konsumverkaufsstelle.
Ich bin 14 Jahre alt und besuche die Hans-Beimler-Oberschule, die in unserem Kreis auf sportlichem Gebiet viele Erfolge aufweisen kann. Auch ich treibe viel Sport und fahre jeden Tag eineinhalb Kilometer mit dem Fahrrad zur Schule, obwohl ein Bus fährt.
An unserer Schule gibt es viele interessante Arbeitsgemeinschaften. Ich bin bei den Imkern und den Brandschutzhelfern dabei. Einmal in der Woche trifft sich die AG JUNGE IMKER. An mehreren Leistungsvergleichen und Spezialistentreffen der Imker nahmen wir schon teil. In dieser AG lerne ich sehr viel und werde auch selbst bald Bienen halten.
In der AG Brandschutzhelfer erklärten uns Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr in Hirschfeld, wie man Brände verhütet, bekämpft und vieles andere mehr.

Falko Müller, 9501 Hirschfeld

Liebe Redaktion „Frösi"!

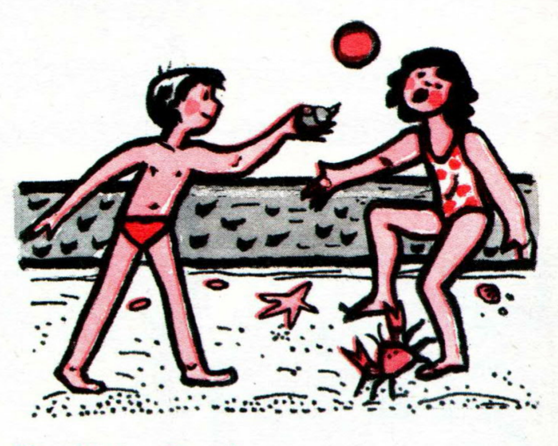
Auch wir haben 50,– M vom Erlös unserer SERO-Sammlungen für Nikaragua gespendet. Wir werden auch weiterhin fleißig sein.

Marco und Maik Schulze, 2756 Schwerin

Auf der Insel Ile d'Yeu

Als Auszeichnung durfte ich mit einer Delegation der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" nach Frankreich reisen. Mit Reisefieber fuhren wir von Berlin nach Fromnetine an die Atlantikküste. Im Pionierlager wurden wir von französischen Kindern und deren Gruppenleitern mit einem Programm empfangen. Wir bedankten uns mit Liedern aus unserer Heimat.
Am nächsten Tag gingen wir in den Atlantik baden. Was es doch dort für wunderschöne Muscheln und Krabben gab!
Beim Camping auf der Insel Ile d'Yeu konnten wir uns schon sehr gut mit den französischen Kindern verständigen. Ein besonderes Erlebnis war für uns die Ebbe, die wir bei einem Ausflug im Hafen von Ile d'Yeu erlebten. Als Dankeschön für diese schönen Stunden bereiteten wir uns sehr gründlich auf den „Tag der DDR" vor und gestalteten eine Wandzeitung, die über unser Heimatland berichtete. Für das gelungene Kurzprogramm bekamen wir viel Beifall von den französischen Kindern und Betreuern. Besonders beeindruckt waren sie von unserer Pionierkleidung.
Weiter führte unsere Reise nach Paris, in die Hauptstadt unseres Gastgeberlandes. Dort besuchten wir den Louvre, die weltbekannte Gemäldegalerie. Eine abendliche Busfahrt brachte uns zu den berühmtesten Sehenswürdigkeiten der Stadt: Notre-Dame, Arc de Triomphe, Champs-Élysées, Place Pigalle, Eiffelturm, Montmartre.
Der Höhepunkt des Aufenthaltes in Paris bildete ein Zusammentreffen mit Kindern französischer Kommunisten und deren Eltern. Sie interessierten sich sehr für unser Land und unser Leben.

Anke Rokitta, AG „Junge Reporter"
2300 Stralsund



Der kleine Specht

Im Baume sitzt ein kleiner Specht,
vor Hunger ist ihm furchtbar schlecht.
Er ist verwöhnt und sagt:
„Mir schmeckt nur,
was Mutter in den Schnabel steckt."

Dabei könnt' er in Kiefernrinden
herrlich zarte Würmer finden!
Der Faulpelz will sich nicht bewegen,
lieber sitzt er naß im Regen.

Er weiß noch nicht, was ich schon weiß:
Ohne Fleiß gibt's keinen Preis!

Tino Hinkelmann

WITZECKE

Ein Volkspolizist hält einen Radfahrer an: „Wenn das Licht nicht funktioniert, mußt du absteigen." „Habe ich schon probiert, aber dann geht's auch nicht."

Vico Zahn, 7060 Leipzig

Zeichnungen: Christine Klemke

Auflösung von Preisausschreiben

HEFT 10/85:
Kennwort: Knobellupe
Auflösung – Dampfer

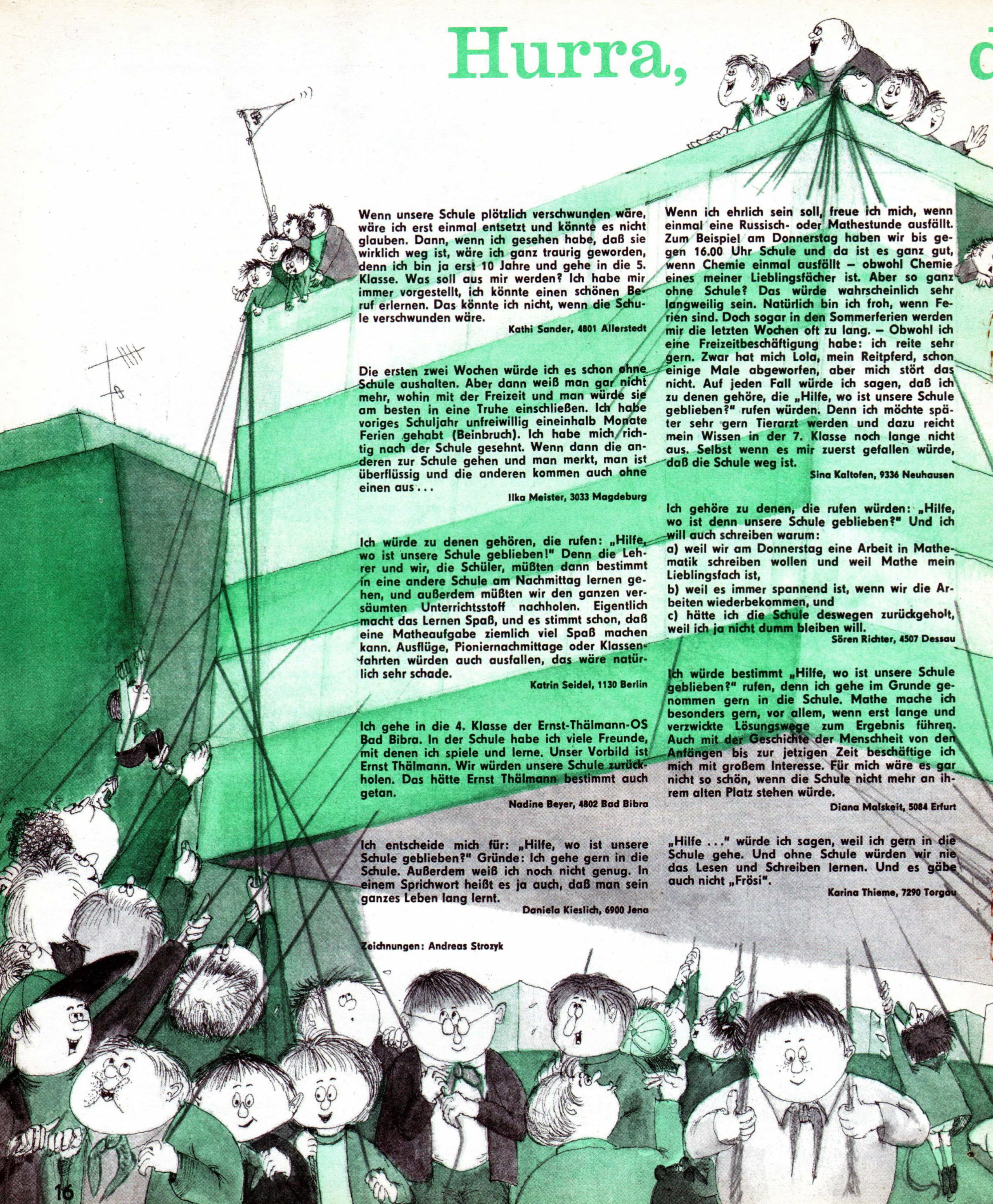
HEFT 12/85:
Kennwort: Scherenschnitte – Auflösung: 1986

Kennwort: Versicherung – Auflösung: 24 65 13





Hurra,



Wenn unsere Schule plötzlich verschwunden wäre, wäre ich erst einmal entsetzt und könnte es nicht glauben. Dann, wenn ich gesehen habe, daß sie wirklich weg ist, wäre ich ganz traurig geworden, denn ich bin ja erst 10 Jahre und gehe in die 5. Klasse. Was soll aus mir werden? Ich habe mir immer vorgestellt, ich könnte einen schönen Beruf erlernen. Das könnte ich nicht, wenn die Schule verschwunden wäre.

Kathi Sander, 4801 Allerstedt

Die ersten zwei Wochen würde ich es schon ohne Schule aushalten. Aber dann weiß man gar nicht mehr, wohin mit der Freizeit und man würde sie am besten in eine Truhe einschließen. Ich habe voriges Schuljahr unfreiwillig eineinhalb Monate Ferien gehabt (Beinbruch). Ich habe mich richtig nach der Schule gesehnt. Wenn dann die anderen zur Schule gehen und man merkt, man ist überflüssig und die anderen kommen auch ohne einen aus . . .

Ilka Meister, 3033 Magdeburg

Ich würde zu denen gehören, die rufen: „Hilfe, wo ist unsere Schule geblieben!" Denn die Lehrer und wir, die Schüler, müßten dann bestimmt in eine andere Schule am Nachmittag lernen gehen, und außerdem müßten wir den ganzen versäumten Unterrichtsstoff nachholen. Eigentlich macht das Lernen Spaß, und es stimmt schon, daß eine Matheaufgabe ziemlich viel Spaß machen kann. Ausflüge, Pioniernachmittage oder Klassenfahrten würden auch ausfallen, das wäre natürlich sehr schade.

Katrin Seidel, 1130 Berlin

Ich gehe in die 4. Klasse der Ernst-Thälmann-OS Bad Bibra. In der Schule habe ich viele Freunde, mit denen ich spiele und lerne. Unser Vorbild ist Ernst Thälmann. Wir würden unsere Schule zurückholen. Das hätte Ernst Thälmann bestimmt auch getan.

Nadine Beyer, 4802 Bad Bibra

Ich entscheide mich für: „Hilfe, wo ist unsere Schule geblieben?" Gründe: Ich gehe gern in die Schule. Außerdem weiß ich noch nicht genug. In einem Sprichwort heißt es ja auch, daß man sein ganzes Leben lang lernt.

Daniela Kieslich, 6900 Jena

Zeichnungen: Andreas Strozyk

Wenn ich ehrlich sein soll, freue ich mich, wenn einmal eine Russisch- oder Mathestunde ausfällt. Zum Beispiel am Donnerstag haben wir bis gegen 16.00 Uhr Schule und da ist es ganz gut, wenn Chemie einmal ausfällt – obwohl Chemie eines meiner Lieblingsfächer ist. Aber so ganz ohne Schule? Das würde wahrscheinlich sehr langweilig sein. Natürlich bin ich froh, wenn Ferien sind. Doch sogar in den Sommerferien werden mir die letzten Wochen oft zu lang. – Obwohl ich eine Freizeitbeschäftigung habe: ich reite sehr gern. Zwar hat mich Lola, mein Reitpferd, schon einige Male abgeworfen, aber mich stört das nicht. Auf jeden Fall würde ich sagen, daß ich zu denen gehöre, die „Hilfe, wo ist unsere Schule geblieben?" rufen würden. Denn ich möchte später sehr gern Tierarzt werden und dazu reicht mein Wissen in der 7. Klasse noch lange nicht aus. Selbst wenn es mir zuerst gefallen würde, daß die Schule weg ist.

Sina Kaltofen, 9336 Neuhausen

Ich gehöre zu denen, die rufen würden: „Hilfe, wo ist denn unsere Schule geblieben?" Und ich will auch schreiben warum:

a) weil wir am Donnerstag eine Arbeit in Mathematik schreiben wollen und weil Mathe mein Lieblingsfach ist,

b) weil es immer spannend ist, wenn wir die Arbeiten wiederbekommen, und

c) hätte ich die Schule deswegen zurückgeholt, weil ich ja nicht dumm bleiben will.

Sören Richter, 4507 Dessau

Ich würde bestimmt „Hilfe, wo ist unsere Schule geblieben?" rufen, denn ich gehe im Grunde genommen gern in die Schule. Mathe mache ich besonders gern, vor allem, wenn erst lange und verzwickte Lösungswege zum Ergebnis führen. Auch mit der Geschichte der Menschheit von den Anfängen bis zur jetzigen Zeit beschäftige ich mich mit großem Interesse. Für mich wäre es gar nicht so schön, wenn die Schule nicht mehr an ihrem alten Platz stehen würde.

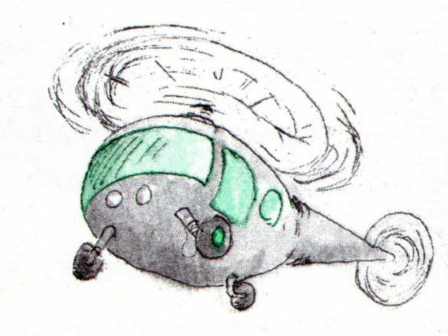
Diana Malskeit, 5084 Erfurt

„Hilfe . . ." würde ich sagen, weil ich gern in die Schule gehe. Und ohne Schule würden wir nie das Lesen und Schreiben lernen. Und es gäbe auch nicht „Frösi".

Karina Thieme, 7290 Torgau

die Schule bleibt da!

„Frösi" freut sich mit allen 625 000 Lesern, denen das Lernen Freude macht. Denn zur Geschichte der Schriftstellerin Sibylle Durian „Die verschwundene Schule" erreichten uns überzeugende Bekenntnisse mit guten Lernergebnissen, den Sozialismus zu stärken und den Frieden sicher zu machen. Lest hier eine erste Auswahl von Stellungnahmen.



Wenn ich morgens zur Schule gehen würde, und sie wäre plötzlich nicht mehr da, würde ich zuerst denken, ich träume. Und dann merke ich ja, daß sie wirklich weg ist. Zuerst freue ich mich sicherlich ein bißchen, na, weil ich mehr Freizeit habe. Aber ein paar Tage später würde ich dann merken, daß mir irgend etwas fehlt. Na, und dann würde ich alles tun, um wieder lernen zu dürfen. Denn schließlich möchte ich ja einmal einen interessanten Beruf erlernen und noch mehr über unsere Welt erfahren und noch besser rechnen können. Bis jetzt habe ich mich über meine guten Zensuren immer gefreut, weil ich wußte, daß ich wieder etwas geleistet habe. Diese Freude würde ich ganz schön vermissen. Also, mein Aufruf gilt: Auf zum Schule-Suchen!

Janet Neumann, 7560 Wilhelm-Pieck-Stadt Guben

Ich finde das Thema echt Spitze! Ich bin jetzt in der 7. Klasse und im Klub Junger Künstler. Wir haben dieses Thema genommen und einen Aufruf dazu verfaßt. Alle Mädchen und Jungen sollen etwas darüber schreiben. Ich bin für „Hilfe ..." Es ist schon wahr, manchmal wünsche ich mir auch, die Schulzeit wäre schon vorbei, aber ich muß in Wirklichkeit noch viel lernen, um später einmal meinen Mann zu stehen. Und in Wirklichkeit ist die Schulzeit die schönste im Leben. Manchmal überlege ich mir, wie es ist, wenn ich verheiratet bin. Manchmal sollen die Tage bei mir schnell vergehen, aber dann sage ich mir immer wieder: Sei nicht dumm, die Zeit kommt nie wieder, sei fröhlich und nutze sie. Die Tage vergehen übrigens viel zu schnell. Im Unterricht gibt es wirklich viele spannende Dinge zu entdecken. Man lernt die Lebensweisen anderer Völker kennen und natürlich auch die Natur. Wenn wir nicht Lesen und Schreiben lernen würden, könnten wir keine Kontakte herstellen zu anderen Ländern und ihren Menschen. Es ist doch schön, wenn man immer wieder neue Menschen kennenlernt und etwas über sie erfährt. Und daß man weiß, was Frieden und Krieg bedeuten und was man tun muß, damit der Frieden erhalten bleibt. All das erfährt man in der Schule und noch vieles mehr. Ich wünsche allen Kindern, die heute noch in einem Land leben, in dem Krieg herrscht, daß sie auch eines Tages erfahren, wie es ist, im Frieden zu leben, zu lernen und zu spielen.

Mandy Fleischhauer, 5211 Gossel

Ich hätte erst einmal ganz verdutzt geguckt und dann gerufen: „Hilfe, wo ist unsere Schule geblieben?" Im ersten Moment wäre ich ein bißchen froh, denn wir hätten dann keinen Unterricht. Aber es wäre doch nicht sehr schön, weil man in der Zeit, wo die Schule weg ist, nichts Neues lernen würde. Also darf unsere Schule nicht verschwinden. Sie darf auch deshalb nicht verschwinden, weil unsere Schule erst neu gebaut wurde, viel Geld gekostet hat und sehr schön ist.

Susann Panier, 4604 Kemberg

„Hilfe, wo ist unsere Schule geblieben?" – denn ich möchte doch für mein Leben lernen und später Bergbauarbeiter werden.

Tobias Krug, 7971 Tröbitz Nord

Ich bin der Meinung, daß es nicht schön wäre, wenn die Schule weg ist. Ich gehe sehr gern in die Schule. Man kann sehr viel lernen, was man einmal später im Leben braucht. Was wäre, wenn die Schule weg wäre? Wir würden nur herumsitzen und wüßten vor lauter Blödsinn nicht, was die Stunde für uns geschlagen hat. Wir Schulkinder wollen alle im Frieden leben. Um ihn erhalten zu können, müssen wir vorbildliche und erfahrene Schüler von heute sein. Ich hoffe, daß alle Kinder so denken wie ich.

Michael Otto, 6901 Kleinprießnitz

Ich würde auf jeden Fall sagen: „Hilfe, wo ist unsere Schule geblieben?" Der Grund dafür ist, daß ich gern zur Schule gehe und mich über alles Neue, was wir dort lernen, sehr freue. Ich gehe in die 1. Klasse. Es macht großen Spaß, jeden Tag etwas Neues zu lernen, unsere Welt zu begreifen und klüger zu werden. Ich möchte später einmal Baggerfahrer werden, und das kann ich nur, wenn ich in der Schule fleißig lerne. Wir brauchen unsere Schule, weil wir dort all das lernen, was wir brauchen, um unsere Träume zu verwirklichen. Dabei hilft uns unsere Lehrerin, Frau Bauer. (Geschrieben hat für mich mein Vati, da ich in der 1. Klasse erst einige Wörter schreiben kann.)

René Geisendorf, 6418 Sonneberg

Ich gehe sehr gern in die Schule, denn ich möchte ja nicht dumm bleiben. Mir macht das Lernen großen Spaß, und es macht mich immer ganz traurig, daß noch nicht alle Kinder auf der Welt eine Schule besuchen können.

Miriam Rumpolt, 7560 Wilhelm-Pieck-Stadt Guben

DIE PARTEI DER ZUKUNFT

UNTERWEGS MIT PAPS UND »TEDDY« 7. FOLGE

Der Berliner Jungpionier Iljana erlebt einige besondere Ferientage. Ihr Vater führt sie an Wirkungsstätten Ernst Thälmanns und erzählt dabei viel Interessantes über das große Vorbild der Pioniere.
Am Ende der letzten Folge kündigte der Vater an, daß er eine wichtige Frage Iljanas in Ziegenhals beantworten will.

*

„Ziegenhals?" fragt das Mädchen. „Ein komischer Name."
Iljana und ihr Paps sind soeben mit dem Trabbi von der Schönhauser Allee, wo sie wohnen, abgefahren.
„Das ist der Name einer Gaststätte: ‚Sporthaus Ziegenhals', nicht weit von Berlin entfernt", erzählt der Vater. „Dort sprach Ernst Thälmann am 7. Februar 1933 zum letzten Mal auf einer Tagung des Zentralkomitees der KPD. Sie fand illegal, das heißt geheim, statt, denn acht Tage zuvor hatten die Faschisten ihre Gewaltherrschaft in Deutschland errichtet."
„Das war bestimmt sehr gefährlich für ‚Teddy' und seine Genossen, sich zu treffen", sagt das Mädchen.
„Ja, die ganze Vorbereitung mußte geheim bleiben. Niemand, außer den Teilnehmern, durfte auch nur ahnen, wer sich hier versammelt."
„Auch der Wirt nicht?"
„Er war ein KPD-Genosse. Aber auch er wußte nur, daß sich in dem Vereinszimmer seines Lokals eine Gruppe Sportler versammeln würde."
Iljana achtet während des Gesprächs nicht auf die Straßen, durch die ihr Paps das Auto steuert. Aber als sie plötzlich anhalten und der Vater zum Aussteigen auffordert, ist sie doch überrascht, denn dieses Haus kennt sie doch. „Aber Paps", ruft sie aus, „das ist doch die Treptower Sternwarte!"
„Du hast recht", nickt der Vater. „Hier trafen sich die meisten Teilnehmer, um nach Ziegenhals zu fahren. Das war ziemlich geheimnisvoll ..."

Zum illegalen Treff

7. Februar 1933. Im Vorraum der Sternwarte trafen nach und nach etwa 15 bis 20 Personen ein. Das war nicht außergewöhnlich, denn hier fanden auch häufig tagsüber Führungen statt. An jenem Nachmittag hatte Artur Lange in der Sternwarte Dienst. Er begrüßte die Besucher und begann sofort, ihnen Wissenswertes über die Sternwarte zu erzählen. Dabei führte er sie schließlich bis aufs Dach der Warte, wo das Riesenfernrohr steht. Nun änderte sich plötzlich alles, denn mehr als begeisterter Astronom ist Artur Lange Kommunist. Die Besucher, Mitglieder des ZK, Bezirkssekretäre und Redakteure der KPD, erfahren hier, daß sie in wenigen Minuten einen vor dem Haus stehenden Autobus besteigen und als Sportlergruppe zum Sporthaus Ziegenhals am Zeuthener See fahren werden. Etwa eine Stunde danach wiederholte sich das alles mit einer zweiten Gruppe.
Während die Busse durch die Gegend zuckelten, steuerte aus einer anderen Ecke Berlins ein Pkw das gleiche Ziel an. Auf der hinteren Bank saß Ernst Thälmann, der Vorsitzende der KPD. Er war in Gedanken vertieft. „Lange werden wir Kommunisten in Deutschland nicht mehr so herumlaufen können wie jetzt", sagte er unvermittelt zu seinem Fahrer. „Die Faschisten werden härter als alle Reaktionäre zuvor die Kommunisten jagen und einsperren." Und nach einer kurzen Pause setzte er ruhig hinzu: „Aber die Kommunisten ausrotten, wie sie es wollen, das schaffen auch sie nicht."
Drei Straßen führen zum Tagungsort. An jenem 7. Februar 1933 waren sie von Kommunisten gut bewacht. Unmittelbar an der Tagungsstätte hatten Genossen ebenfalls Posten bezogen: einer auf dem Dach, ein „Angler" am Wasser, einige „Biertrinker" im Gaststättenraum, der dem Vereinszimmer vorgelagert war. Und dann schaukelte auf dem Wasser noch das Motorboot „Charlotte" ...
Das muß ja alles sehr aufregend gewesen sein, denkt Iljana, während ihr Paps dies alles erzählt. Etwa eine gute halbe Stunde sind die beiden von Treptow aus unterwegs. Dann stehen sie vor dem „Sporthaus Ziegenhals". Es sieht heute anders aus als damals. Aber das Vereinszimmer gibt es noch. Dort befindet sich eine Gedenkstätte für Ernst Thälmann und seine Genossen. Fast scheu betritt Iljana an der Seite ihres Paps' den Raum. In U-Form stehen wie damals die weißgedeckten Tische, alte Lokalstühle drum herum. An den Wänden Fotografien von „Teddy" und anderen Teilnehmern an der ZK-Tagung. Hier also hat Thälmann zum letzten Mal gesprochen. Einer der Teilnehmer dieser Tagung, der spätere erste Präsident der DDR und Vorsitzende der SED, Wilhelm Pieck, berichtete uns in einer Gedenkrede:



Die Tagung begann gegen 5.00 Uhr nachmittags. Wie ihr wißt, sprach Genosse Thälmann stets mit sehr lauter Stimme, so daß auch in dem Vorraum des Lokals und auch außerhalb des Hauses seine Stimme zu hören war, was immerhin eine gewisse Gefahr für die Tagung bedeutete. Aber er war sehr stark von der Situation gepackt, in der sich die Partei unter der Hitlerdiktatur befand. Schließlich kam auch gegen Schluß des Referats eine Meldung von Genossen, daß sich im Schankraum zwei Männer kürzere Zeit aufgehalten hatten und natürlich hören konnten, worüber Thälmann referierte. Diese beiden Männer hatten sich nach kurzer Zeit entfernt, und es mußte damit gerechnet werden, daß sie über Telefon ihre Beobachtungen weitergeben würden. Schließlich wurde die Situation immer brenzliger, so daß Ernst Thälmann sein Referat abbrechen mußte. Es war gegen 8.00 Uhr abends. Die Teilnehmer wurden ersucht, sich zur Hälfte mit den bereitstehenden Reiseomnibussen nach Berlin zu begeben, und der andere Teil sollte mit einem Kahn über den See zu der dort befindlichen Bahnstation fahren, um von dort nach Berlin zurückzukehren ...



Iljanas Herz klopft schneller, als sie von diesem aufregenden Bericht hört. „Und haben die Genossen es geschafft, zu verschwinden?" fragt sie. Der Vater nickt. Hier wurde niemand von den Tagungsteilnehmern vehaftet.
„‚Teddys' Rede", fährt der Vater fort, „war von großer Bedeutung. Mit ihr stellte er die Kommunisten auf die schweren Aufgaben des Kampfes ein, der nun vor der Partei stand ..."

Mögen es alle hören

„Der Kampf, der vor uns liegt ist der schwerste, den die Partei zu bestehen hat ... Es ist der Bourgeoisie Ernst damit, die Partei und die ganze Avantgarde der Arbeiterklasse zu zerschmettern. Sie wird deshalb kein Mittel unversucht lassen, um dieses Ziel zu erreichen. Also nicht nur Vernichtung der letzten spärlichen Rechte der Arbeiter, nicht nur Parteiverbot, nicht nur faschistische Klassenjustiz, sondern alle Formen des faschistischen Terrors; darüber hinaus: Masseninternierung von Kommunisten in Konzentrationslagern, Lynchjustiz und Meuchelmorde an unseren tapferen antifaschistischen Kämpfern, insbesondere an kommunistischen Führern – das alles gehört mit zu den Waffen, deren sich die offene faschistische Diktatur uns gegenüber bedienen wird ..."

„Trotz all dem", sagt der Vater zu Iljana, „haben die Kommunisten den Kampf gegen die Faschisten fortgesetzt. Hier", er zieht eine alte Zeitung

aus seiner Jackettasche, es ist eine Kopie der „Roten Fahne", „ist der letzte Aufruf Ernst Thälmanns. Horch nur, wie siegesbewußt er schreibt:

‚Die Herren da oben verkünden als ihr Ziel die Ausrottung des Marxismus. Da müßten sie zuerst die gesamte Arbeiterklasse ausrotten ... Vor euch, ihr faschistischen Herren, steht ein marxistisches Arbeitergeschlecht, das nicht gewohnt ist, die Stirne in den Staub zu senken und den Nacken unter das kapitalistische Joch zu beugen ... Mögen es alle hören, die es angeht: Die Partei der Zukunft, des sozialistischen Deutschlands, ist auch mit Blut und Eisen nicht auszurotten ...'
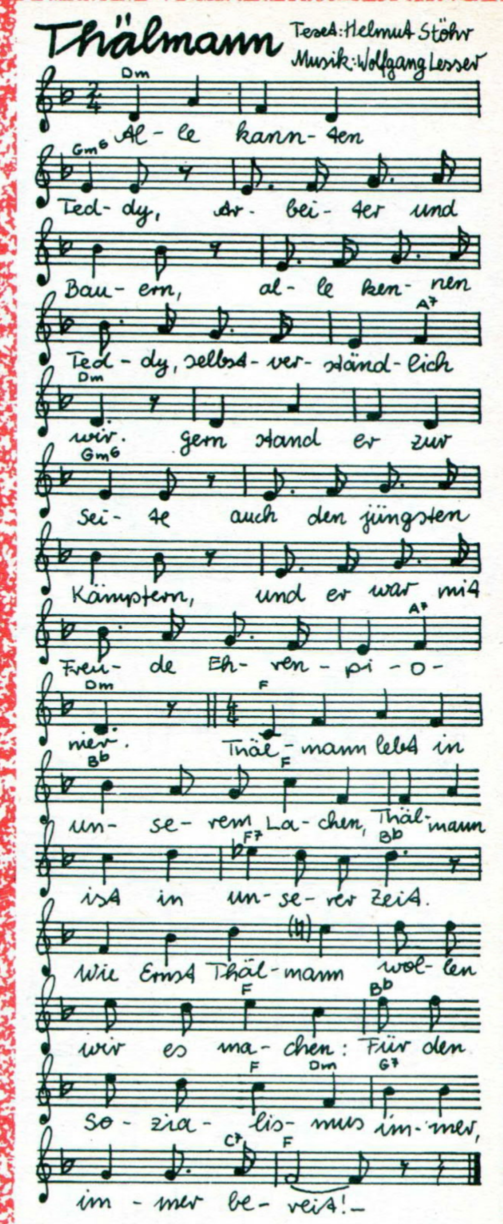
So einer war ‚Teddy'! Treu der Sache der Arbeiterklasse ergeben und überzeugt von ihrem Sieg auch über den Faschismus. Du hast", sagt der Vater, „die Frage gestellt, warum Ernst Thälmann vieles so genau und richtig voraussehen und sagen konnte. Ein Hellseher war er nicht. So etwas gibt es ja auch sowieso nicht. Er war ein Marxist-Leninist. Das heißt, er betrachtete die Entwicklungen nicht nur oberflächlich, sondern wissenschaftlich. Er hat einmal über seinen Arbeitsstil, den er sich durch das Studium der Schriften von Marx, Engels und Lenin aneignete, gesagt:

‚Das ist ja das Wesen unserer marxistischen Untersuchung, daß wir über die Beschreibung der Situation hinaus eine wirkliche Analyse der Triebkräfte der Wirtschaft und Gesellschaft geben können und aus dieser Analyse imstande sind, die richtigen Perspektiven abzuleiten, was wiederum eine Voraussetzung für eine richtige Politik bildet.'"

Iljana wird sich mit ihrem Paps weiter darüber unterhalten.

ZENO ZIMMERLING

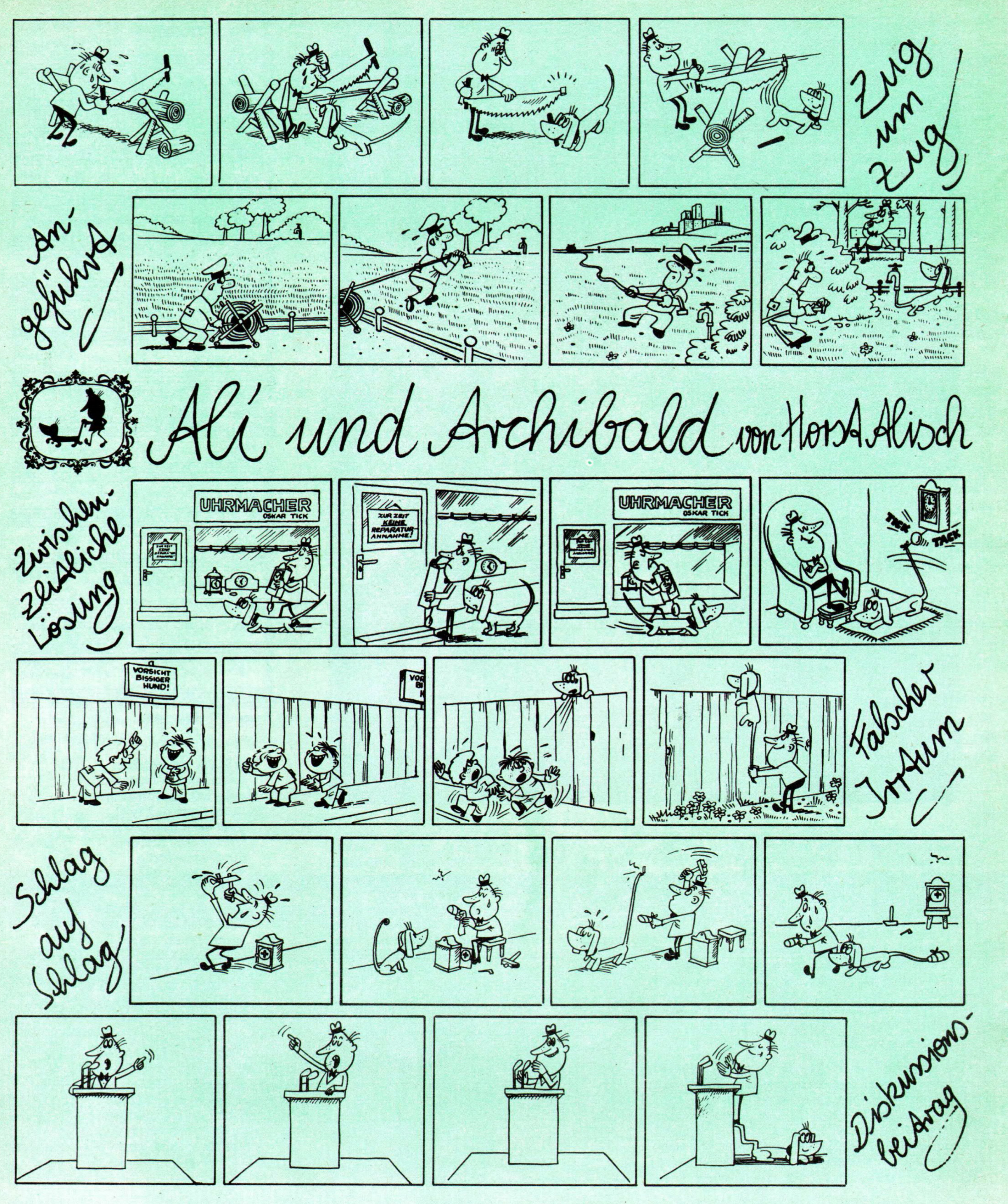
Repros: Horst Glocke (1), Verlag für Agitation und Anschauungsmittel



Fröhlich war er gerne,
lachte mit den Freunden,
tollte mit den Kindern,
liebte Sport und Spiel.
Auch beim frohen Wandern
fand er neue Kräfte
für die gute Sache,
für das große Ziel.
Thälmann lebt ...

Wißbegierig war er,
sah sich in der Welt um,
lernte, um zu lehren,
lernte von Lenin.
All sein Tun und Handeln
galt dem Glück der andern,
galt den Arbeitsleuten,
und sie liebten ihn.
Thälmann lebt ...

Standhaft war er immer.
Er war nicht zu brechen.
Auch im Nazikerker
blieb er fest und treu,
sah in seinen Träumen
unser frohes Leben,
sah die Friedenssonne
und die Menschen frei.
Thälmann lebt ...


Zug um Zug
Angeführt
Ali und Archibald
von Horst Alisch
Zwischenzeitliche Lösung
UHRMACHER
OSKAR TICK
ZUR ZEIT KEINE REPARATUR ANNAHME!
UHRMACHER
OSKAR TICK
TICK
TACK
VORSICHT BISSIGER HUND!
Falscher Irrtum
Schlag auf Schlag
Diskussionsbeitrag

Panzerjäger

„Frösi" war bei einer Panzerjägereinheit unserer NVA zu Gast, als die Genossen gerade Besuch vom „Regiment nebenan" empfingen. Wir erlebten

Panzerjäger im Wettstreit!

Und dieser Wettstreit zwischen Genossen einer sowjetischen Panzerjägereinheit und ihren Partnern ging gleich ganz schön los! Auf der Sturmbahn nämlich.
Um Panzer erfolgreich bekämpfen zu können, benötigt man Kondition. Und die überprüft man am besten auf der Sturmbahn.
Jede Einheit hatte natürlich die stärksten Kämpfer aufgeboten. Keiner wollte bei diesem militärischen Leistungsvergleich „alt" aussehen. Verständlich!
Von der Sturmbahn ging es in den Kfz-Park.
Radwechsel am Lkw Ural stand auf der Tagesordnung. Da klirrten die Radschlüssel, wurden Räder gewuchtet.
Nächste Station: KK-Schießen auf dem Schießstand. Ruhig durchatmen! Alle zielten und schossen gut. Volltreffer!
Nach dieser Übung wurde die Schutzausrüstung angelegt. Bei Wärmegraden und in diesem Tempo kein Zuckerlecken. Aber alle Genossen kamen rechtzeitig und gut in die Schutzausrüstung hinein und auch wieder heraus.
Die Spannung wuchs und nahm ständig zu – an den Panzerketten besonders. Diese waren an einem gepanzerten Transportfahrzeug zu spannen.
Und die Schraubenschlüssel drehten sich heiß!
Danach „flitzten" die Genossen zu einer Panzerabwehrkanone. Hier war in schnellster Zeit der Verschluß dieser Kanone aus- und wieder einzubauen.
Und diese Dinger „klemmen" mitunter ganz heftig. Erregtes Stimmengewirr auf russisch und deutsch, aufgeregte sachkundige Zuschauer. Aber dann schnappten beide Kanonenverschlüsse wieder fachgerecht zu, und beide Mannschaften eilten im Sprint zu einer Funkstation, die erst einmal aufzubauen war. Geschickte sachkundige Hände brachten auch das zustande. Die beiden Funkstationen funkten was das Zeug hielt!
Die Wettkämpfer hielt es nicht länger. Im Sprint ging es jetzt den Weg zum Gefechtsgelände.
Hier fand ein Höhepunkt des militärischen Leistungsvergleiches statt.

Gefechtsbereitschaft herstellen!

... lautete das Kommando. Und an zwei Panzerabwehrkanonen begann der Wettstreit um die bessere Zeit bis zur Gefechtsbereitschaft. Natürlich waren da eingespielte, versierte Bedienungen am Werk. Was da an Präzision ablief, konnte sich sehen lassen!
Kurze Kommandos des Geschützführers, Kisten wurde umhergewuchtet, die Geschütze im Sand des Übungsgeländes sicher in Stellung gebracht. In kürzester Zeit waren beide Kanonen gefechtsbereit. Eine Klasseleistung!

Wenn die Vokabeln fehlen

... hilft auch einmal die Zeichensprache.
Sergeant Miclaw Frolow, 20 Jahre alt, in Baschkirien zu Hause, und Feldwebel Hartmut Kwasny aus Rosenwinkel bei Pritzwalk, hatten sich an diesem Tag gesucht und gefunden!
Hartmut, Meliorationstechniker, seit vier Jahren Geschützführer bei der NVA mit den Hobbys Angeln, Musik und Pferdesport. Seine Bedienung trat zum Wettkampf gegen eine Geschützbedienung der sowjetischen Freunde an. Für Feldwebel Kwasny eine gewohnte Prüfung.
Militärische Leistungsvergleiche und gemeinsame Gefechtsausbildung mit den sowjetischen Waffenbrüdern stehen regelmäßig auf dem Ausbildungsplan der Einheit.
Es ist gut, zu sehen, wie die Genossen vom „Regiment nebenan" die gleiche Waffentechnik ebenso perfekt beherrschen.
Hartmut und Miclaw waren dann auch beim „Gespräch" an der Panzerabwehrkanone zu finden. Es interessiert natürlich, wie die anderen Genossen die Beherrschung der Waffentechnik trainieren. Hartmut macht vor, wie er und seine Genossen es tun und bekommt von Miclaw auch einige wertvolle Tips.
Und das alles mehr mit Händen als mit dem Mund. Aber man vesteht sich! Grund genug für Hartmut, demnächst einmal wieder die Russisch-Vokabeln aufzufrischen.
Miclaw ist Technologe für Erdölverarbeitung im fernen Baschkirien. Er versieht seinen Denst bei uns in der DDR. Musik und Zeichnen sind seine liebsten Freizeithobbys. Und auch darüber kommen Miclaw und Hartmut ins Gespräch.
Insgesamt endete dieser militärische Leistungsvergleich mit einem gerechten Unentschieden.
Hier waren die sowjetischen Genossen etwas besser, dort die Panzerjäger der NVA einige Sekunden schneller.
Was zählt, ist ein Tag des Wettstreits zwischen Waffenbrüdern, die den gleichen militärischen Auftrag haben und sich davon überzeugen konnten, daß beide das Beste für die gemeinsame Sache leisten. So wie Miclaw und Hartmut!

Text und Foto: Klaus Trecke



Erkannt...

SERGEJ MICHALKOW

Ein Fuchs, ein Biber und ein Wildschwein hatten beschlossen, gemeinsam eine weite Reise zu unternehmen. Sie wollten durch Wälder und Berge wandern und neue Gegenden kennenlernen.
Sie wanderten und wanderten und gelangten schließlich an ein Flüßchen. Über das Flüßchen führte eine schmale, baufällige Brücke, über die sie einzeln gehen mußten.
„Geh du zuerst!" sagte das Wildschwein zum Biber. „Du bist der Älteste, dir gebührt Achtung."
„Ganz recht. Der Biber soll zuerst gehen", stimmte der Fuchs rasch zu.
Der Biber tat wie ihm geheißen. Plötzlich brach die Brükke unter ihm zusammen, und er fiel ins Wasser.
„Ach, was für ein Unglück! Was für ein Unglück!" jammerte der Fuchs. „Wildschwein, spring du ins Wasser und rette den Biber, sonst ertrinkt er. Schnell! Schnell!"
„Spring doch selbst!" grunzte das Wildschwein. „Ich würde es ja tun, aber ich fürchte, mich in dem kalten Wasser zu erkälten."
„Danke, Freunde, ich kann schwimmen", ertönte da die Stimme des Bibers unter der Brücke.
Der Biber kletterte ans Ufer und schüttelte sich.
„Wie schön!" freuten sich der Fuchs und das Wildschwein. „Nun können wir zusammen weitergehen."
„Nein", sagte der Biber entschieden, „mit euch gehe ich nicht mehr..."
Warum wohl?...

Übersetzung aus dem Russischen: Thea Woboditsch

Zeichnung: Jana Ruika

Wo Strom fließt, haben die Miehlkes ihre Hände im Spiel – auf Baustellen, in Kraftwerken, auf Krananlagen, E-Loks, Schiffen, im Wohnungsbau, an der Trasse ..., genaugenommen sind überall Spuren ihrer Arbeit zu finden.

Wir besuchen sie an ihrem Arbeitsplatz im EAW Treptow. Das Werk gleicht einem Labyrinth, zahllose Gänge, Ecken, Auf- und Abgänge, Türen und Fenster, schließlich eine lange, schmale Halle, eine große Werkstatt: Kisten, Werkzeuge, Maschinen, ein Laufband, das sich durch den Raum zieht und auf dem Arbeitsmaterial transportiert wird, ein paar Leute, die Metallteile und Kabel montieren.

Meister Jürgen Miehlke diskutiert mit dem Bereichsleiter. Es geht um Material, Qualität der Arbeit und Planerfüllung. Die Miehlkes haben ihren Plan erfüllt, in anderen Brigaden werden noch Leute gebraucht, also helfen sie dort den Kollegen. „Deshalb sieht es so leer aus bei uns", sagt Miehlke, „eigentlich sind wir siebenunddreißig Kollegen, Männer und Frauen, Ältere und Jüngere 1975 wurde unsere Arbeit Jugendobjekt und wir eine Jugendbrigade. Inzwischen sind wir eben zehn Jahre älter geworden. Unser Kollektiv ist stabil, wir arbeiten gern zusammen. Wir haben junge Kollegen bei uns, die hier ihren Teilfacharbeiter und dann ihren Facharbeiter machen, gerade sie brauchen den Rat der älteren Kollegen."

Jürgen Miehlke geht mit uns durch die Halle und erklärt die einzelnen Arbeitsgänge. Die Brigade montiert Niederspannungsleistungsschalter – große, würfelähnliche Gebilde mit vielen Hebeln, Tasten und Kabeln. Sie sind an elektrischen Anlagen zum Ein- und Ausschalten von Energie notwendig. Bei einem Kurzschluß kann so eine Havarie verhindert werden.

„Früher haben wir hier am Fließband gesessen, jeder Kollege war auf die Arbeit des Vordermannes angewiesen und hatte selbst immer dieselben Arbeitsgänge, immer dieselben Handgriffe auszuführen, und das über Stunden. Viele hielten das nicht aus und gingen einfach wieder, es war wie in einem Taubenschlag bei uns", erzählt Jürgen Miehlke. „So konnte das nicht weitergehen. Wir mußten uns etwas einfallen lassen. Wir mußten die Arbeitsbedingungen verbessern, die Arbeit anders organisieren. Und so sind wir zur Einzelserienfertigung übergegangen, das heißt, daß jeder Kollege heute einen Schalter von Anfang bis Ende montiert und auch kontrolliert, ob die Arbeit richtig ausgeführt wurde. Jeder ist jetzt voll für seine Arbeit verantwortlich. 1977 haben wir damit angefangen. Fünfzehn Kollegen sind damals gemeinsam auf die Betriebsakademie gegangen und haben sich zum Facharbeiter qualifiziert."



»DIE MIEHLKES«...

Jürgen Miehlke hatte als Siebzehnjähriger im Werk als Montierer begonnen und er weiß, wovon er spricht, wenn er über die Arbeit im Betrieb redet. Er hat alles von der Pike auf gelernt. Vom Montierer hat er sich zum Elektromechaniker qualifiziert, dann zum Einrichter, und 1977 hat er die Jugendbrigade als Meister übernommen. Er habe sich diesen Entschluß nicht leicht gemacht. Es sei nicht einfach, ein solches Kollektiv zu leiten. „Man muß vom Fach etwas verstehen, mit den Leuten umgehen können und man muß sich auch gesellschaftlich engagieren. Man kann nicht einfach sagen: Jetzt habe ich Feierabend und Schluß! Hinzu kam, daß die Brigade einen guten Namen hatte, und wir wollten doch die Leistung halten. Richtig ging es los mit unserer neuen Montagetechnik. Mancher, der gerade seine Schultasche an den Nagel gehängt hat, kann sich nicht so schnell an die Bedingungen in einem Produktionsbetrieb gewöhnen. Wir fangen morgens 6.35 Uhr an und Leistung heißt eben, eine bestimmte Arbeit muß in einer bestimmten Zeit verrichtet werden. Wenn einer das nicht gleich schafft, helfen wir ihm, aber er muß schon selbst auch den Willen aufbringen, gut zu arbeiten."

Jorge Izquierdo hat sich zu uns gesetzt. Wir hatten ihm in der Halle eine Weile zugesehen, wie er den von ihm montierten Schalter noch einmal sehr gründlich überprüfte. Jorge ist 22 Jahre alt und in Pinar del Rio in Kuba zu Hause. Er erzählt uns, daß er in seinem Heimatort als Löter in einem größeren Betrieb gearbeitet habe. Eines Tages hat er da erfahren, daß es für junge Leute, wenn sie gut arbeiten, die Möglichkeit gibt, sich in der DDR zu qualifizieren. Im September 1984 sei er aus Havanna mit dem Flugzeug in Schönefeld gelandet. Einen Monat hatten er und seine kubanischen Kollegen Zeit, sich in der DDR umzusehen, verschiedene Orte und Betriebe zu besuchen, auch um seinen künftigen Arbeitsplatz kennenzulernen.

Er sei in der Brigade sehr herzlich aufgenommen worden, alle seien sehr hilfsbereit, er wolle noch viel lernen. Gerade jetzt erlebe er einen neuen Arbeitsvorgang, die Montage des Elektroschalters. Noch drei Jahre werde er in der DDR bleiben. Sein Ziel sei es, mit allem, was er hier gelernt habe, zu Hause in Kuba wieder seinen Mann zu stehen, er wolle sein Land nicht enttäuschen. „Meine Heimat ist schön", sagt Jorge.

Jürgen Grützmann kommt gerade aus einer anderen Brigade. Dort hilft er vorübergehend aus. „Bis morgen, dann bin ich wieder in meiner Brigade. Ich arbeite da, wo ich gebraucht werde." Seine Brigade hat ihn zum FDJ-Sekretär gewählt. „Erst einmal muß es mit der Arbeit stimmen. Das muß schon sein,



wir haben einen guten Ruf zu verteidigen. Ich denke, daß man für seine Arbeit schon Interesse braucht und auch Ausdauer. Es geht nicht, daß man einfach sagt, heute habe ich keine Lust. Mir selbst ist anfangs manches nicht so leicht gefallen. Ich bin seit meiner Lehre hier. Die älteren Kollegen ließen nicht locker, und das war gut so. Jetzt bin ich FDJ-Sekretär, und da denke ich, daß wir auch in der Freizeit manches gemeinsam machen sollten. Haben wir auch schon. Fahrten, Kegel- und Skatabende, ins Museum sind wir gegangen und ins Theater. Ich spiele aktiv Fußball, in der Kreisklasse, montags ist das unser Morgenthema. Wir reden auch über Persönliches und über das, was in der Welt passiert. Aber um mitreden zu können, muß man auch nachdenken und Wissen haben. Deshalb möchte ich erst einmal, daß wir alle am FDJ-Studienjahr teilnehmen und es auch gut abschließen."

Dagmar Gotter arbeitet im Betrieb ebensolange wie Jürgen. Sie hatte als Montierer am Band angefangen, ihren Facharbeiter gemacht und nun qualifiziert sie sich im Abendstudium zum Meister. Im Betrieb ist sie Genossin geworden und jetzt seit drei Jahren der Parteigruppenorganisator der Brigade. „Ich gehe aus dem Betrieb nicht weg, hier zählt meine Meinung, und meine Arbeit macht mir Spaß. Ein Leben ohne Arbeit kann ich mir nicht vorstellen. Ich habe das wohl von meinen Eltern. Sie waren immer fleißig, arbeitsam und bescheiden. Und so will ich auch meine Tochter erziehen. Sie ist jetzt vierzehn Jahre. Ich mag nicht, wenn sich einer immer den bequemsten Weg sucht. Vor allem muß sich der Mensch auch etwas zutrauen, sich einer schweren Aufgabe stellen, um so größer ist die Freude, wenn man es geschafft hat. Man lernt sich dabei auch selber besser kennen. Wie sollte man sonst erfahren, was man kann?" Aber nun müsse sie gehen, sagt sie. Die Pause sei vorüber, und wenn wir mehr wissen wollten, sollten wir auch einmal ins Brigadebuch gukken.

Das Brigadebuch ist über mehrere Jahre geführt. Auch hier Fotos, Zeitungsausschnitte, Grüße aus Kuba von Kubanern, die in der Brigade gearbeitet haben, sorgfältig geschriebene Berichte über Brigadefahrten, Konzertbesuche, Theaterveranstaltungen, von erworbenen Prüfungen ist die Rede, von Zusammenkünften mit der Patenklasse, vom Engagement der Brigade für Frieden und Solidarität und immer wieder von Qualitätsarbeit, Planerfüllung und Sonderschichten. „In unserem Wettbewerbsprogramm in Vorbereitung auf den XI. Parteitag der SED geht es uns um Qualitätsarbeit und um Höchstleistungen. Im Rahmen des ‚Thälmann-Aufgebots der FDJ' werden wir uns am Aufruf einer Jugendbrigade beteiligen und wieder eine Friedensschicht leisten und einen Teil des Erlöses auf das Konto junger Sozialisten einzahlen." So sagt Meister Miehlke. Er ist kein FDJler mehr, aber er arbeitet gern mit der Jugend zusammen. „Da bleibt man jung", sagt er. Er selbst ist Vater und schon Großvater, sein Enkel geht in die 1. Klasse. Seit zehn Jahren ist Jürgen Miehlke Genosse. „Mein Vater ist Genosse. Er hat manchmal zu mir gesagt: Junge, wie lange willst du noch brauchen, deine Kinder sind schon bald erwachsen. Zugegeben. Ich hab' lange gebraucht, bis ich begriffen habe, daß man sich im Leben entscheiden muß. Ich mag keine halben Sachen. Wenn ich mich entscheide, dann muß es ganz und gar sein. Ein bißchen arbeiten geht nicht und ein bißchen Genosse sein auch nicht. Wir haben alle miteinander noch eine Menge vor..."

Text: Charlotte Groh
Fotos: Frank Splanemann

Irgendein Tag in Soweto

RUDI BENZIEN

Gestern hatte er noch am Tisch gesessen, die Melone zerschnitten, in sechs Teile, jedem ein Stück auf den Teller gelegt. Für Franky, für Martha, für Betty, für Tom das größte Stück, weil er noch sehr klein ist.
„Darf ich morgen mitkommen, wenn ihr zu Onkel Davids Beerdigung geht?" fragte Tom den Vater.
„Nein." Er sagte es scharf und bestimmt.
„Und warum darf ich nicht mitkommen?" beharrte Tom.
„Weil zu Onkel Davids Beerdigung nicht nur wir, seine Freunde, gehen, sondern auch die Polizei, die ihn und die anderen erschossen hat, wird kommen", sagte der Vater. „Nein, für Kinder ist das keine Sache. Es ist gefährlich. Ich würde Angst um dich haben", sprach er weiter und strich Tom liebevoll über das krause Haar.
„Und für dich ist es nicht gefährlich?" bohrte Tom weiter.
„Für uns ist es überall in unserem Land gefährlich. Deshalb gehen wir Männer alle zu Onkel Davids Beerdigung, damit die Polizei sieht, daß wir zusammenstehen", erklärte der Vater.
Tom war mit dieser Antwort nicht zufrieden.
Als er mit Franky, Martha und Betty im Bett lag, überlegte er, ob er nicht einfach am nächsten Morgen heimlich hinter seinem Vater hergehen sollte.
Aus dem Nebenraum hörte er die Stimmen seiner Eltern. Was sie redeten konnte er nicht verstehen, weil sie sehr leise sprachen.
Sein Entschluß stand fest. Er rüttelte Franky, der neben ihm lag, an der Schulter. „Was ist, Tom?" fragte Franky.
„Warum gehen wir beide morgen nicht auch zu Onkel Davids Beerdigung?" fragte Tom.
„Ich gehe hin", antwortete Franky mit Bestimmtheit.
„Dann mußt du mich mitnehmen", forderte Tom.

*

Der Morgen graute. Ein schwaches, milchiges Licht fiel durch das Fenster des Raumes, in dem die Kinder schliefen. Tom war schon eine ganze Weile wach. Angestrengt lauschte er, ob sich nicht hinter der Tür, hinter der die Eltern schliefen, etwas regte. Er setzte sich aufrecht. Seine Schwestern Martha und Betty lagen dicht aneinandergeschmiegt in tiefem Schlaf. Franky wälzte sich unruhig im Schlaf hin und her.
Da hörte er Geräusche im Nebenraum. Schritte näherten sich der Tür. Schnell legte sich Tom hin und stellte sich schlafend. Die Eltern betraten leise den Schlafraum der Kinder. Schweigend ging der Vater von Kind zu Kind, blieb stehen, sah ihnen in die Gesichter, strich Franky sanft über das Haar, deckte die beiden Mädchen zu, Tom berührte er mit seiner rauhen Hand an der Wange.
„Komm", sagte die Mutter leise, „du wirst sie noch aufwecken." Auf Zehenspitzen verließen sie den Raum. Tom hörte wie die Mutter mit dem Eimer das Haus verließ, um Wasser zu holen. Er hörte, wie sie zurückkam, Wasser in die Blechschüssel goß, wie der Vater sich wusch.
Er vernahm die besorgte Stimme der Mutter.
„Sei vorsichtig, Bob, ich bitte dich. Du mußt an die Kinder denken, an uns. Wir brauchen dich. Wenn dir etwas passiert..."
„Weil ich an dich und die Kinder denke, Eve, deshalb muß ich gehen, deshalb gehen wir alle. Weil unsere Kinder besser, freier leben sollen als wir, deshalb müssen wir gehen", sagte der Vater mit ruhiger Stimme. Dann verabschiedete er sich und verließ das Haus.
Tom sprang aus dem Bett, rannte zum Fenster, sah wie sein Vater die staubige Straße entlangging, sah, wie aus den anderen Hütten aus Wellblech, Kistenbrettern und Pappe Männer kamen und sich seinem Vater anschlossen. Am Ende der Straße waren es schon über hundert Männer.
Tom rüttelte Franky wach.
„Los, Franky, Vater ist schon gegangen."
Sie gingen beide in den Raum, der als Küche, Wohnzimmer und Schlafraum für die Eltern diente. Die Mutter war nicht da. Sie und ein paar andere Frauen hatten sich bei einer Nachbarin versammelt. Schnell wuschen sich die Jungen und rannten aus dem Haus.

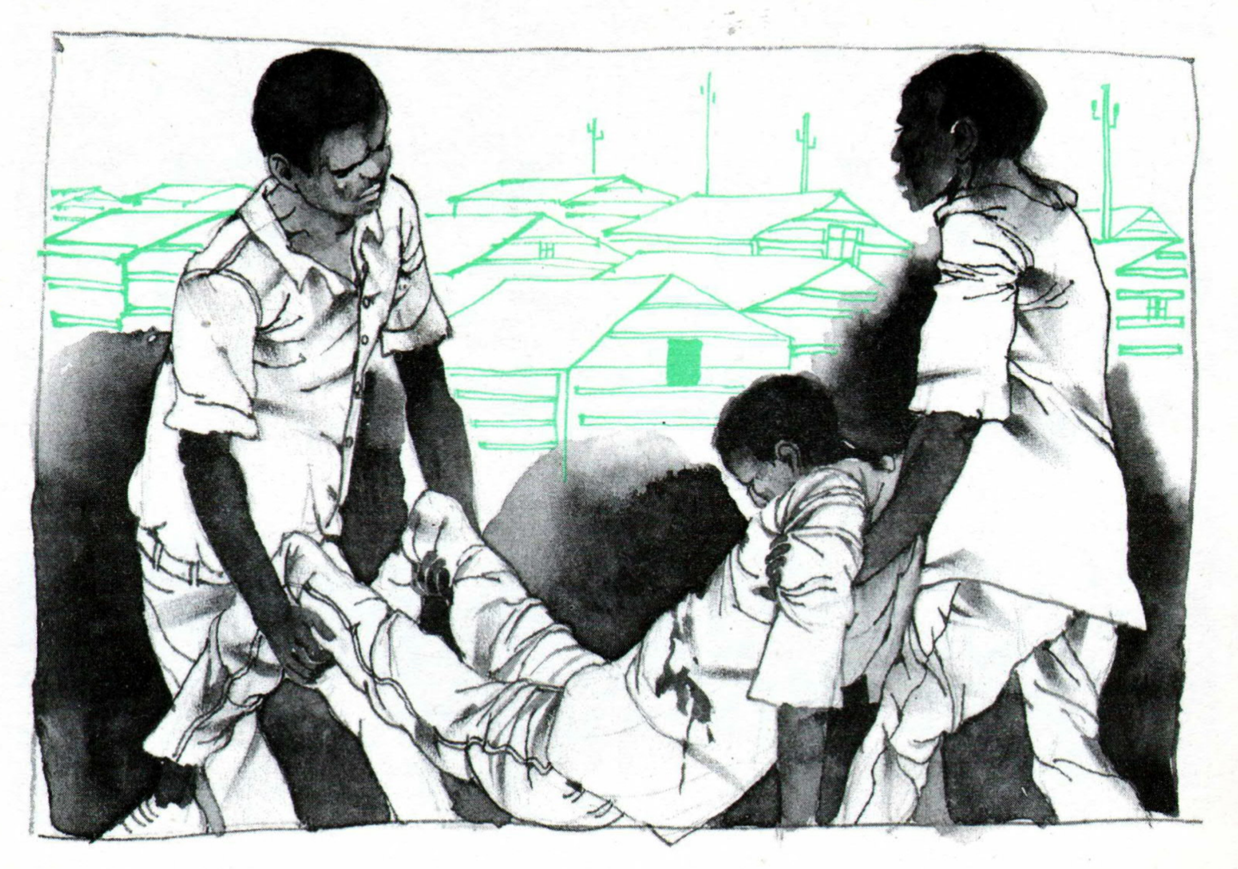
*

Der Trauerzug näherte sich der Kreuzung. Eine riesige Menschenmenge wogte heran. Staub stieg von der unbefestigten Straße auf. Über dem Meer aus Körpern und Köpfen schwebten acht schwarze Särge, die Männer auf ihren Schultern trugen.
Acht tote Männer, acht ermordete Männer wurden zu Grabe getragen. Eine Woche zuvor waren sie bei einer friedlichen Demonstration von der Rassisten-Polizei erschossen worden. Erschossen, nur weil sie forderten, wie Menschen behandelt zu werden. Erst hatten die Polizisten und Soldaten Tränengasgranaten in die Menge geworfen, dann schossen sie mit ihren Gewehren. Acht Männer blieben tot im Staub der Straße liegen. Einer von ihnen war Onkel David.
Tom und Franky standen kurz vor der Straßenkreuzung auf ein paar alten Benzinfässern. Sie verneigten sich vor jedem der acht Särge. Gleich hinter der Kreuzung befand sich rechts der weite Vorplatz des Friedhofs, auf dem die Toten beigesetzt werden sollten. Vor der Friedhofseinfahrt wurden die Särge nebeneinander auf den Boden gestellt. Ein Priester hielt die Totenmesse. Dann sangen die Frauen und Männer Lieder.
Plötzlich näherten sich Lastwagen mit Polizisten und gepanzerte Wagen, auf denen Soldaten saßen. Sie schoben sich zwischen die Friedhofsmauer und die schweigende Menge. Polizisten sprangen vom Wagen, stürzten sich auf die Trauernden und schlugen mit langen Nilpferdpeitschen auf sie ein. Schweigend wogte die Menge zurück. Da schossen Soldaten Tränengasgranaten in die Trauergemeinde. Ein Schrei aus tausend Kehlen hallte über den weiten Platz. Plötzlich Schüsse, Angst- und Schmerzensschreie.
„Sie schießen, Franky, sie schießen" wimmerte Tom angstvoll. Sein Bruder packte ihn am Arm, sprang mit ihm von den Benzinfässern. Durch eine Lücke zwischen zwei Tonnen konnten sie beobachten, was auf dem Platz geschah.
Die Tränengaswolke erreichte sie. Ihre Augen brannten und begannen zu tränen. Links und rechts von ihnen rannten hastig Menschen vorbei, manche schleppten Verletzte mit.
Zwölf Körper lagen im Staub, unbeweglich. Tom und Franky rannten wie gehetzt nach Hause.

*

Gestern zur selben Zeit hatte er noch am Tisch gesessen, die Melone in sechs Teile geschnitten...
Die Mutter saß stumm neben dem Herd, die Hände im Schoß gefaltet und starrte zur Tür.
Betty und Martha, Tom und Franky warteten mit ihr auf die Rückkehr des Vaters.
Kurz vor Mitternacht kamen zwei Männer. Sie traten in die Küche. Sie senkten die Köpfe, schwiegen. Die Mutter wußte, was die schweigende Botschaft zu bedeuten hatte.

Zeichnung: Karl Fischer



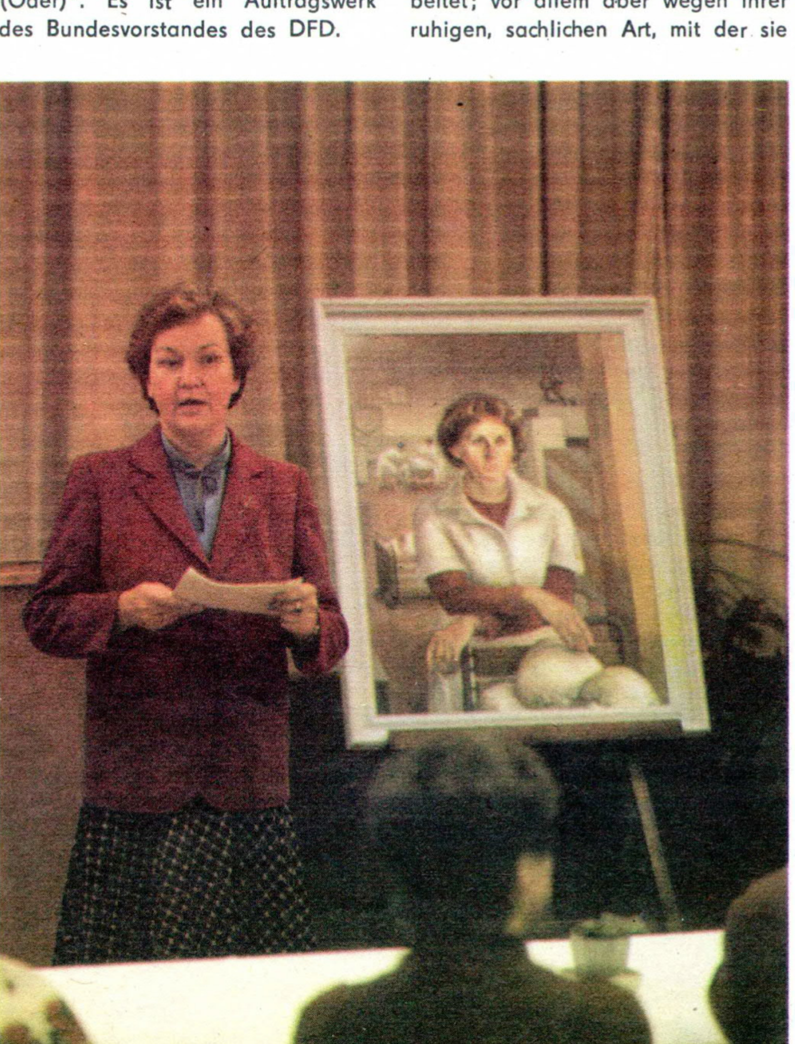
MALERIN UND MODELL

Zum Bild des Monats



Als dieses Bild fertig war, kannten sich Malerin und Modell schon drei Jahre. Immer wieder hat die Künstlerin die Arbeiterin gezeichnet – in der Wäscherei, im Atelier. „Und Inge Schreiner hatte jedesmal eine andere Ausstrahlung", sagt die Frankfurter Malerin Hannelore Neumann. Ergebnis dieser genauen Studien und des freundschaftlichen Kennenlernens ist ein Bild, das den Titel trägt: „Porträt einer Frau aus der Großwäscherei Frankfurt (Oder)". Es ist ein Auftragswerk des Bundesvorstandes des DFD.

Das Bild gibt wie durch ein Fenster den Blick frei in einen Raum der Großwäscherei. Vorwiegend Frauen arbeiten hier, waschen, trocknen und mangeln mit modernen Maschinen täglich viele Tonnen Wäsche, doch werden auch noch Tätigkeiten mit der Hand ausgeführt. Inge Schreiner ist in diesem Bereich für die Produktionsorganisation verantwortlich. Ihre Kolleginnen mögen und schätzen sie als Leiterin, weil sie vorbildlich arbeitet; vor allem aber wegen ihrer ruhigen, sachlichen Art, mit der sie viele Fragen klären hilft, die es in einem Mehrschichtbetrieb nun einmal gibt.



Bewußt hat die Malerin sie in einem Augenblick der Ruhe und des Nachsinnens gestaltet. „Die Künstlerin hat Inge genauso gesehen, wie sie ist", sagt eine Kollegin. „Die Darstellung unseres Alltags ist gut eingefangen, man kann sich mit dem Bild anfreunden. Und die Farben gefallen mir auch sehr gut", meint eine andere.

Da ist also das Bild einer selbstbewußten, warmherzigen Frau entstanden, deren Arbeitseinstellung für viele beispielhaft ist.

„Die Hände der Inge Schreiner zeigen, daß sie in ihrem Leben schon hart zugepackt hat. Sie ist eine, die vor Schwierigkeiten nicht aufgibt", lobt ein Kollege.

Inge Schreiner ist Mutter von drei Kindern; ihr Leben ist nicht konfliktlos verlaufen. Zunächst hat sie Industrienäherin gelernt, später ein Fachschulstudium abgeschlossen. Seit vielen Jahren schon ist sie in der Großwäscherei. Weil sie so hervorragend zu arbeiten und so gut zu organisieren versteht, wurde sie 1984 mit dem Orden „Banner der Arbeit", Stufe I, ausgezeichnet.

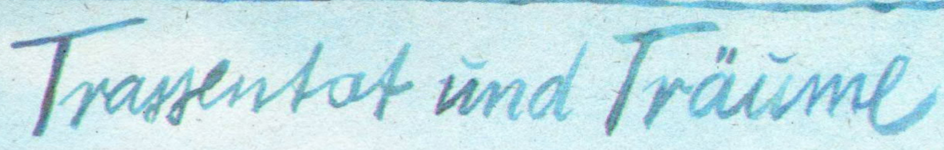
Das Bild der vorbildlichen Arbeiterin hat seinen Platz im Konferenzsaal des Werkes erhalten. Alle, die sich hier treffen, sollen es sehen als Wertschätzung der tüchtigen Wäscherinnen. Die Malerin Hannelore Neumann bekam bei der Übergabe des Bildes Blumen und herzliche Worte zu hören. Was einst auf beiden Seiten zaghaft begann, hat sich längst in freundschaftlicher Beziehung zwischen der Malerin und den Frauen der Großwäscherei ausgezahlt. Der Wunsch, auch künftig „ihre" Künstlerin öfter bei sich zu sehen, war deshalb ganz im Sinne von Hannelore Neumann.

Inge Karl

Bild oben:
Die Malerin (vorn rechts) und ihr Modell

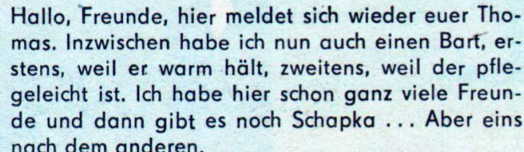
Bild links:
Burghild Brunzel, Sekretär des Bundesvorstandes des DFD, übergibt das Gemälde in einer festlichen Stunde der Großwäscherei Frankfurt (Oder)

Dias: Ulrich Burchert



TEIL II: Schapka

Text: Rudi Benzien
Zeichnungen: Karl Fischer


Hallo, Freunde, hier meldet sich wieder euer Thomas. Inzwischen habe ich nun auch einen Bart, erstens, weil er warm hält, zweitens, weil der pflegeleicht ist. Ich habe hier schon ganz viele Freunde und dann gibt es noch Schapka ... Aber eins nach dem anderen.

Zu den Schweißern bin ich nicht gekommen, sondern zu den Kraftfahrern. Mit meinem dicken Brummer fahre ich Platten vom Plattenwerk zu den verschiedenen Baustellen. Wenn einer vielleicht denkt, daß hier nur Rohre durch die Landschaft gezogen werden, der irrt. Richtige kleine Städte bauen wir um die Verdichterstationen, die den Druck in der Gasleitung machen, herum: Wohnkomplexe, Schulen, Kindergärten, Kaufhallen – alles für die sowjetischen Freunde, die hier arbeiten und mit ihren Familien leben werden.

Ich will ja nicht angeben, aber so leicht, wie ich es mir vorgestellt habe, ist das alles nicht. Neulich zum Beispiel erwischte es mich schwer. Auf dem Weg vom Plattenwerk zur Baustelle gab es einen Berg, über den mußte ich mit jeder Fuhre. Kein Problem, wenn das Wetter trocken und die Straße fest ist. Aber wehe, wenn die Straße bei Schnee und Eis glatt wie eine Eisbahn ist.

Obwohl mein dicker Brummer stark wie ein Mammut ist, drehten die Reifen durch, wenn ich bergauf fuhr. Deshalb warteten am Anfang des Berges immer Aljoscha und Alexej mit ihren Raupenschleppern, um mich und die anderen den Berg hochzuziehen. Immerhin schleppe ich bei voller Ladung siebzig Tonnen Last durch die Gegend.

Es passierte beim dichtesten Schneesturm, bei nicht geringer Kälte, 22 Grad Minus. Aljoscha und Alexej hatten mich den Berg hochgeschleppt, sie koppelten sich ab. Bevor sie wieder zurückfuhren, tranken wir in meinem Fahrerhaus einen Schluck heißen Tee aus der Thermosflasche.

Dann gab ich Gas. Vielleicht ein bißchen zu viel. Mein Brummer kam ins Rutschen. Ich trat die Bremse. Die Last schob mich langsam in den Graben. Allein, ohne Hilfe, war da nicht herauszukommen.

Ich stieg aus dem Fahrerhaus. Der Schneesturm warf mich fast um. Vom nächsten Lkw, der den Berg herunterkam, konnte ich keine Hilfe erwarten. Ihm geschähe das gleiche wie mir. Also machte ich mich auf den Weg zu Aljoscha und Alexej. Im Schneetreiben konnte ich keine fünfzig Meter weit sehen. Für die knapp anderthalb Kilometer brauchte ich fast eine halbe Stunde. Grün und blau war ich gefroren.

Die beiden von der Komsomol-Brigade arbeiteten eine halbe Stunde, bis sie meinen Brummer wieder auf der Straße hatten. Ohne ihre Hilfe wäre ich bis zum Frühling liegengeblieben. Gelernt habe ich: Niemals bremsen, wenn's bei Glatteis bergab geht. Einige Tage später lud unsere Brigade Aljoschas und Alexejs Komsomol-Brigade zu einem Rock-Konzert zu uns ein.



Wir saßen danach noch zusammen. Alexej erzählte mir, und das in gutem Deutsch, daß er als Soldat in der DDR gedient hat. Ich schämte mich über meine vergessenen Russischkenntnisse. Als unsere Mädchen kamen, wurde sogar getanzt. Beim Abschied lud mich Alexej für das folgende Wochenende zu sich nach Hause ein. Zwar hatte ich bis dahin keine Chance, mein Russisch zu verbessern, aber im nächsten Brief schrieb ich an Silvia, daß sie mir meine Russischlehrbücher schicken möchte.

Die Stunden bei Alexej zu Hause waren ein Erlebnis für mich. Seine Eltern hatten eine Festtafel vorbereitet, daß ich dachte, es hätte jemand in der Familie Geburtstag. Alexejs Mutter bat mich, ihr von meiner Mutter und auch von Silvia zu erzählen. Wäre Alexej nicht mein Dolmetscher gewesen, wir hätten uns wohl kaum verstanden.

Dann nahm mich Alexejs kleiner Bruder, zwölf Jahre ist er alt, an die Hand und zog mich in den Hof. Er ging mit mir in den Stall. In der Ecke lag eine schwarze Hündin, um sie herum balgten sich vier junge Hunde. Wanja redete auf mich ein. Es dauerte eine Weile, bis ich verstand, daß er mir einen Hund schenken wollte.

Als wir wieder ins Haus zurückkehrten, trug ich einen Hund im Arm. Einen Namen hatte er noch nicht. Wenn er zusammengerollt dalag, sah er wie eine Pelzmütze aus. Wir gaben ihm den Namen „Schapka". Wir tauften ihn mit einem Glas Mineralwasser. Schapka wackelte nicht mal mit den Ohren, bellte nur, und mit einem Satz sprang er schließlich auf meinen Schoß.

Am späten Abend fuhr mich Alexej mit dem Jeep zurück ins Wohnlager. Wanja wollte unbedingt mitkommen. Während der Fahrt drückte er mir einen Zettel in die Hand. Alexej erklärte mir, was es damit auf sich hatte: Wanja hatte seine Adresse aufgeschrieben. Ich sollte sie in der DDR einem Pionier geben, damit er einen Brief an Wanja schreibt. Ich hab' versprochen, seine Bitte zu erfüllen.

Jetzt habe ich einen Beifahrer, um den mich alle beneiden: Schapka! Nachts schläft er vor meinem Bett, beim Frühstück sitzt er neben meinem Stuhl. Öffne ich die Tür zum Fahrerhaus, springt Schapka ins Auto und setzt sich stolz auf den Sitz neben mir.
In zwei Wochen fahre ich nach Hause. Urlaub mit Silvia! Könnt ihr euch vorstellen, wie ich mich darauf freue? Was ich mit Wanjas Adresse mache? Ich hab' schon eine Idee!

Bis bald! Euer Thomas

Fortsetzung folgt



DIE NACHT in der Kate

Walter BASAN
2. Teil

Zeichnungen: Gerhard GOSSMANN

Die Augen fielen Henning zu. Müdigkeit und Hunger machten ihm zu schaffen. Pferdegetrappel, Räderrollen und die Gespräche um ihn her versetzten ihn allmählich in einen Zustand zwischen Wachen und Träumen. Umschwirrt von Bildern aus seiner Kindheit auf der Landstraße. Er erlebte sich noch einmal als Seiltänzer. Sah sich mit dem Hund der Schaustellerleute um die Wette radschlagen. Oder als Harlekin mit Pappnase und Flöte. Sogar als „Tartuffel-Fresser" am nächtlichen Lagerfeuer. – Henning erwachte, als er im Traum noch einmal – wie vor acht, neun Jahren – während eines Unwetters in die Weser stürzte und fast ertrank. Er riß nun die Augen auf und fand sich, fest am Mantel des Ratsherrn Alemann verkrallt, wieder.

Der Wagen stand nun still. „Die Elbe!"

Dicke, verkrustete Eisschollen trieben so dicht, daß dazwischen nur wenig Wasser sichtbar war.

„Ist das da drüben nicht das Mühlburger Fährmann-Haus?" fragte Henning den Bürgermeister von Magdeburg.

Der war frostklamm vom Bock geklettert und nickte wortlos. Dann spähte er aus seiner Vermummung zum jenseitigen Ufer. Kein Licht am Fenster wie sonst.

„Die Leutchen sind immer zuverlässig gewesen", sprach Guericke vor sich hin und rieb die Eiskristalle von Oberlippe und Nase. Henning wollte läuten. Dazu war die Glocke da, die am Pfosten einer windschiefen Unterstelle hing. Doch als sie Stimmen von Männern hörten, die sich jenseits eines Wäldchens zu schaffen machten, untersagte es der Bürgermeister. Versprengten Soldaten war nicht zu trauen.

Während man zu vieren im Schutze des Windfangs noch hin und her überlegte, war Otto von Guericke allein bis dicht ans Elbufer gegangen. Still und vergrübelt, wie es auch bei Ratssitzungen seine Art war, hatte er sich ohne viel Aufhebens entschieden. Koste es, was es wolle.

Und zu dieser Stunde kostete es ihm eine Menge Mut, den schweren, mit Nutriafellen gefütterten Reisemantel abzuwerfen und danach vom letzten Stein aus auf die nächstbeste Eisscholle zu treten. Und von dort auf die angrenzende, auf die dritte, auf die vierte. Sie trieben pausenlos mit der Strömung träge und knirschend vorbei. Drehten sich, verkanteten sich, kippten, zerbrachen, froren wieder zusammen. Wenn eine kaputtgehen wollte, nahm der Bürgermeister Zuflucht zur nächsten. Suchte mit luchsflinkem Blick bereits die übernächste. Balancierte mit teils angewinkelten, teils ausgebreiteten Armen, wobei er weniger aufs Glück als auf seine Gewandtheit vertraute. Schaukelte auf diese Weise im Zickzack stelzend wahrhaftig über den Strom. Drüben angekommen, nahm er mit einer knappen Bewegung die Pelzmütze vom Kopf und winkte. Wortlos, gemessen.

Seine Gefährten standen wie vom Donner gerührt. So, als habe sie ein Spuk genarrt, der schließlich hinter einer Hecke verschwand.

Der Bürgermeister kannte sich auf dem kleinen Gehöft aus. Er erschrak, als er Blutspuren entdeckte. Und in einer Hofecke den erschlagenen Hund. Allenthalben Hühnerfedern. Vor dem Wohnhaus ein umgestürztes Faß mit Kohl. Auf dem Zaun zerrissenes Bettzeug. Und beim Öffnen der Küchentür überraschte ihn Qualm von einem schwelenden Feuer. Es hatte einen Sessel zur Hälfte verkohlt. Auf zwei Stühlen daneben hockten, Rücken an Rükken, die Fährleute. Gefesselt. Halbtot vor Angst, mit Knebeln im Mund. Erschöpft von den ausgestandenen Qualen. Opfer fahnenflüchtig gewordener Soldaten. Otto von Guericke erschien ihnen wie ein rettender Engel.

Nachdem er mit einem Kahn die anderen Männer vom jenseitigen Ufer hierher geholt hatte, sprach Hochwürden den Überfallenen Mut zu. „Dankt es dem Herrgott und seiner unendlichen Güte, daß Ihr noch lebt, obgleich arg gebeutelt und geschunden. Möget also daran erkennen, wessen Hand und Hilfe es gut mit Euch meint."

„Die Hilfe des Herrn Bürgermeisters, allerdings", erwiderte der Fährmann.

Der Ratsherr Alemann war ehrlich genug, diese kühne Tat seines Schwiegersohnes anzuerkennen. So sehr er ihn auch manchmal wegen dieser unchristlichen Experimente tadelte.

„Gut gemacht, Otto!" Und während er das sagte und ihm anerkennend die Hand auf den Oberarm legte, erinnerte sich Alemann der Belagerung Magdeburgs vor fünfzehn Jahren. Schcn damals war diese Eigenschaft Guerickes, zu handeln, statt in einer schwierigen Lage kostbare Zeit mit Schnickschnack zu vertun, offensichtlich geworden. Der Auf-



stand der Stadt gegen den Kaiser hatte ihm nicht gepaßt. Und während man darüber im Rathaus palaverte, ob und wie man mit Tilly verhandeln solle, um Magdeburg vor einem tödlichen Angriff zu bewahren, hatte der Festungsingenieur Guericke der nutzlosen Beratung den Rücken gekehrt. „An die Gewehre, meine Herren, nicht an die Belehre!" hatte er gefordert.

Auch ihm, Alemann, war diese Dreistigkeit zunächst gegen den Strich gegangen. So wie ihm heute Ottos Eisschollen-Akrobatik zunächst mißfallen hatte. Doch damals wie heute hatte er sich korrigieren müssen. – Magdeburg war inzwischen freilich in Flammen aufgegangen. Und zwanzigtausend Bürger hatten den Tod erlitten. Von der stolzen Freien Reichsstadt, reicher als manches Königreich, waren etwa 150 elende Hütten übriggeblieben. Schlimmer heimgesucht als diese hier, dachte Jacob Alemann, während die beiden jungen Leute halfen, Schutt und Trümmer zu beseitigen.

Er trat ans Herdfeuer und rieb die gichtgeplagten Finger. Aus dem wohlhabenden Ratsherrn Guericke war seiner Zeit, im Unglücksjahr 1631, ein ganz gewöhnlicher Kriegsgefangener geworden, der mit Uhrreparaturen für die Schweden sein Dasein fristete. Einer seiner Söhne war von einem Säbelhieb tödlich getroffen. Seine Frau hatte schwer unter dem Schock gelitten und war bis heute nicht ganz gesund geworden.

Als er ihn jetzt jedoch nach vollbrachter Tat am Kachelofen sitzen sah, die Beine in einem Zuber mit heißem Wasser, war Alemann stolz auf ihn. Ein forscher Kerl, von den Magdeburgern geschätzt, gewiß. Er betrieb den Wiederaufbau ihrer Stadt mustergültig und verfocht ihre Ansprüche seit eh und je erfolgreich. Aber leider eben auch von vielen beargwöhnt, weil er in seiner Bierbrauer-Scheune das Herumprobieren mit allen möglichen Instrumentarien nicht lassen konnte.

Im Kessel auf dem Herdfeuer sang das Wasser.

„Kein Nachschub mehr für deine Füße, Otto", sagte Alemann. „Jetzt sind unsere Kehlen dran."

Das erste Mal seit Tagen, daß der Alte einen Scherz macht, sagte sich Guericke. So sehr freut er sich auf einen steifen Grog.

Die Opferkerze war heruntergebrannt, und die Mahlzeit mit Eiern und Würsten bei angeregtem Gespräch beendet, als die Fährmannsfrau die derben Schnittbretter für den Abwasch einsammelte. Sie stutzte, als sie das Brett des Holländers in die Hand nahm. Der Maler hatte während ihrer Unterhaltung ganz unauffällig mit Pastellstiften ein Bild auf das helle Holz gezaubert. Eine holländische Tulipane und eine Rose zwischen zwei, drei anderen Blumen. Neben der Vase für das zarte Gebinde lag ein Totenkopf. Darauf wippte ein bunter Schmetterling. Die Tischrunde war entzückt. Nur Alemann teilte dieses Entzücken nicht, als er den Schädel sah. Die Frau fühlte sich jedoch von dem Fremden auf eine liebenswürdige Weise beschenkt.

Währenddessen ging das Brett mit dem Bild von Hand zu Hand. Schicksal im Zusammenhang mit den Naturabläufen zu betrachten, sei sein Anliegen, sagte der Holländer. „So wird man des Daseins und des Soseins der Natur am besten teilhaftig, mijne heeren."

„Dieses Einswerden nennen wir Wahrheit", ergänzte der Bürgermeister. Und dachte: Ich will es auf meine Weise schaffen, die Wahrheit über die Welt zu sagen. Über den Raum. Der Maler hat seine Farben, seine Formen – ich brauche das Experiment.

Als die Fährmannsfrau so tat, als könne sie den Duft der gemalten Rose wahrnehmen, stieg in dem Physikus eine Erinnerung auf. Irgendwann hatte Margarethe daheim eine Rose gepflückt. Und er hatte sich gefragt: Wie kommt es, daß sich ihr Duft nur in einem kleinen begrenzten Raum verbreitet? Wird er dünner? Wie denn sonst? Wenn es aber so ist, dürfen wir dann die Erde mit einer Rose vergleichen? Und daraus folgern, daß die Erde die Luft ebenso ausströmt wie die Rose ihren Duft? Aber doch nicht grenzenlos. Da, wo die Luft aufhört, muß das Nichts sein, der leere Raum. Und eben das ist der springende Punkt, sagte sich der Bürgermeister. Sie wollen es nicht wahrhaben, die gescheiten Herren in Rom und anderswo. Wer es dennoch schaffen würde, das absolute Nichts, heißt es, paktiere mit dem Satan.

Mit den Versuchen meiner Schwefelkugel kann ich bereits eine Menge beweisen. Sicher noch nicht alles. Aber ich bin ja noch nicht am Ende meines Lateins. Ich fange ja gerade erst an ...

Fortsetzung folgt

BOUTIQUE



In der Wartburgstadt Eisenach wird seit vielen hundert Jahren das Fest des Sommergewinns gefeiert.
Alljährlich finden sich jung und alt zusammen, um mit Scherz, Musik und vielen originellen Ideen den Winter zu vertreiben und dem Sommer den Einzug zu bereiten. Die Häuser und Vorgärten der Stadt sind festlich geschmückt, und immer wieder fallen die Hauptsymbole des Festes – Hahn, Ei und Brezel – auf.
Bleiben wir beim Ei!
An Schnüren aufgereiht, an Häusern und in Fenstern sichbar, finden wir dekorativ gestaltete Eier. Plastisch hervortretende weiße Ornamente in immer wechselnder Form lassen die mit Stoffresten beklebten Eier kostbar erscheinen. Es handelt sich hier um eine fast vergessene Volkskunst, bei der mit Naturmaterial und wenig Aufwand viel Freude bereitet werden kann. Es lohnt sich, diese Technik einmal auszuprobieren!



WAS WIRD BENÖTIGT?

Eine Handvoll Binsen, ausgeblasene Eier, verschiedenfarbige Stoffreste, Duosan-Kleber, dünne Hölzchen (z. B. abgebrannte Streichhölzer) Garn, Schere.

SO WIRD ES GEMACHT:

Befestigt an den ausgeblasenen Eiern den Faden zum Aufhängen. Schneidet den Binsenstengel auf und schiebt das Mark vorsichtig heraus.
Schneidet vier Ovale quer zum Fadenlauf aus den Stoffresten und paßt sie der jeweiligen Eiform an. Dann klebt ihr diese Stoffteile in gleichmäßigem Abstand auf das Ei.
Tragt nun den Klebstoff auf einen Zwischenraum auf und legt den Markstrang in der gewünschten Form auf. Nach vorsichtigem Andrücken kann der nächste Zwischenraum beklebt werden.

TIPS:

Bei der Verzierung der Eier sind euch keine Grenzen gesetzt. Wichtig ist nur, daß das Muster die Form des Eies unterstreicht. Kleine Markreste könnt ihr auch zur Gestaltung einer Glückwunschkarte nutzen.



In die Binsen gehen!

Bei einem Spaziergang in moorigen und feuchten Gebieten oder an Gewässern werdet ihr überall Binsen finden, deren grüne runde Stengel leicht abgeschnitten werden können. Im Innern dieser Stengel befindet sich ein weißer filzartiger Markstrang, der sich mit einem Hölzchen leicht herausschieben läßt. Das ist das besondere Material für die Verzierung der Eier.

Text und Anfertigung: Rosemarie Mäske
Zeichnungen: Heide Hoeth
Foto: Werner Popp



Interview mit Vati

16 Uhr und vier Minuten, ganz genau. Schon den dritten Tag warte ich und warte. Jeden Tag bereite ich das Tonband vor, lege eine Kassette ein, probiere alle Tasten durch, spreche an, lösche wieder und dann – warte ich. Auf wen? Auf meinen Papa. Eigentlich müßte ich natürlich Vater sagen, aber das hört sich ganz fremd an, also bleibt's bei Papa. Es stört euch doch nicht, oder? Ach so, ja, wer ich bin? Ich heiße Mirjam Köfer, bin 12 Jahre alt, wohne in Zeuthen, gehe in die Paul-Dessau-Oberschule. Ich warte, weil ich ein Interview mit meinem Papa Herbert Köfer machen will. Wenn das nur gut geht. Hoffentlich lacht mich Papa nicht aus. Gerade klappt draußen die Tür. Hurra, er kommt!

„Papa, hast du Zeit?" – „Guten Tag erst mal", sagt er und guckt ein wenig sauer. Schnell eine Umarmung: „Ich möchte ein Interview mit dir machen." – „Ja, ja, später."

19.10 Uhr. Endlich ist es soweit. Papa sitzt neben mir. Na, dann – Tonband ab:

Papa, ich habe gelesen, du bist auch ein Pionier. Also: Seid bereit!

(Papa lacht.)

Immer bereit! Ich bin kein junger Pionier, ich bin ein alter Pionier. Pionier heißt doch soviel wie Vorkämpfer und das bin ich für unser Fernsehen. Am 21. Dezember 1952 lief die erste Sendung und da habe ich die „Aktuelle Kamera" gesprochen. Wir haben auch Kabarett gemacht und Fernsehspiele aufgezeichnet. Alles in einem Studio, das winzig und sehr heiß war, da wir noch viel Licht brauchten. Wir hatten damals nur wenige Zuschauer. Einer rief nach jeder Sendung an, wie es ihm gefallen hat. Rief er einmal nicht an, riefen wir an und fragten, ob er krank sei. Der erste Film war ein sowjetischer Kinderfilm, der wurde so oft gesendet, daß die Zuschauer den Text schon mitsprechen konnten.

Hast du schon in Kinderfilmen mitgespielt?

Ja. In „Lütt Matten und die weiße Muschel", eine kleine Rolle. In „Verdammt ich bin erwachsen" und in „Die schwarze Mühle". Mit Kindern zusammen habe ich oft gespielt. Zum Beispiel zu dem Fernsehspiel „König Karl" haben wir mit Kindern Probeaufnahmen gemacht. Mit zwölf Kindern. Jede Szene dreimal, das macht zusammen 36mal ein und dieselbe Szene.

Ist es schwer, Schauspieler zu werden? Wolltest du es schon immer sein?

Du weißt, Lernen ist meistens auch ein bißchen schwierig. Nein, ich wollte eigentlich Musiker werden, hab' Mandoline gespielt, später Geige, aber meine Eltern haben mich in die kaufmännische Lehre geschickt. Da war ein Bürovorsteher, so ein ganz verknöcherter Typ. So wollte ich nicht werden, da hab' ich mich an der Schauspielschule beworben, habe heimlich die Prüfung gemacht und bestanden. Im Büro hatte ich geschwänzt und bekam von meiner Mutter erst einmal eine Ohrfeige. In der Schule hatte ich natürlich schon in Märchenspielen mitgemacht. Ein Manuskript habe ich noch, da war ich der 3. Osterhase.

Was bedeutet es dir, jetzt so bekannt zu sein?

Das ist eine große Verpflichtung. Man muß sich besser benehmen, als man manchmal möchte.

Gibst du gern Autogramme?

Ja, gern.

Was ist deine Lieblingsspeise?

Nudeln.

Was ist deine Lieblingsblume?

Dahlie.

Was ist deine Lieblingsfarbe?

Rot.

Was ist dein Lieblingstier?

Katze.

Welche Jahreszeit hast du am liebsten?

Sommer.

Feierst du gern Feste?

Ja. Den Weihnachtsbaum zum Beispiel lasse ich immer so lange stehen, bis er keine Nadeln mehr hat.



Ja, das stimmt. Hast du eine Traumrolle?

Den Bettlerkönig Mister Peachum aus der „Dreigroschenoper" von Brecht oder aus „Pygmalion" von Shaw den Prof. Higgins, ja, die würde ich gerne spielen.

Möchtest du wieder Theater spielen?

Ja, würde ich wieder mal ganz gern wegen des Publikums. Wenn ich was im Fernsehen mache, reagiert höchstens mal der Feuerwehrmann.

Spielst du lieber ernste oder heitere Rollen?

Ich spiele beides gern, habe immer beides nebeneinander gespielt.

Was ist deine Lieblingsbeschäftigung?

Schlafen. (Wir lachen beide, weil es stimmt.) Nein, am liebsten beschäftige ich mich mit dir.

Mit mir?

Ja, wenn wir verreisen oder auch einmal Geige zusammen spielen.

Ist es eigentlich schwer, die Leute zum Lachen zu bringen?

Ja, das ist sehr schwer.

Es kommt auf das Publikum an, nicht?

Ja, auch das. Es gibt zum Beispiel Späße, über welche die Schauspieler sich kaputt lachen und wenn es gesendet wird, lacht kein Mensch. Das gibt es.

Was waren deine liebsten Rollen?

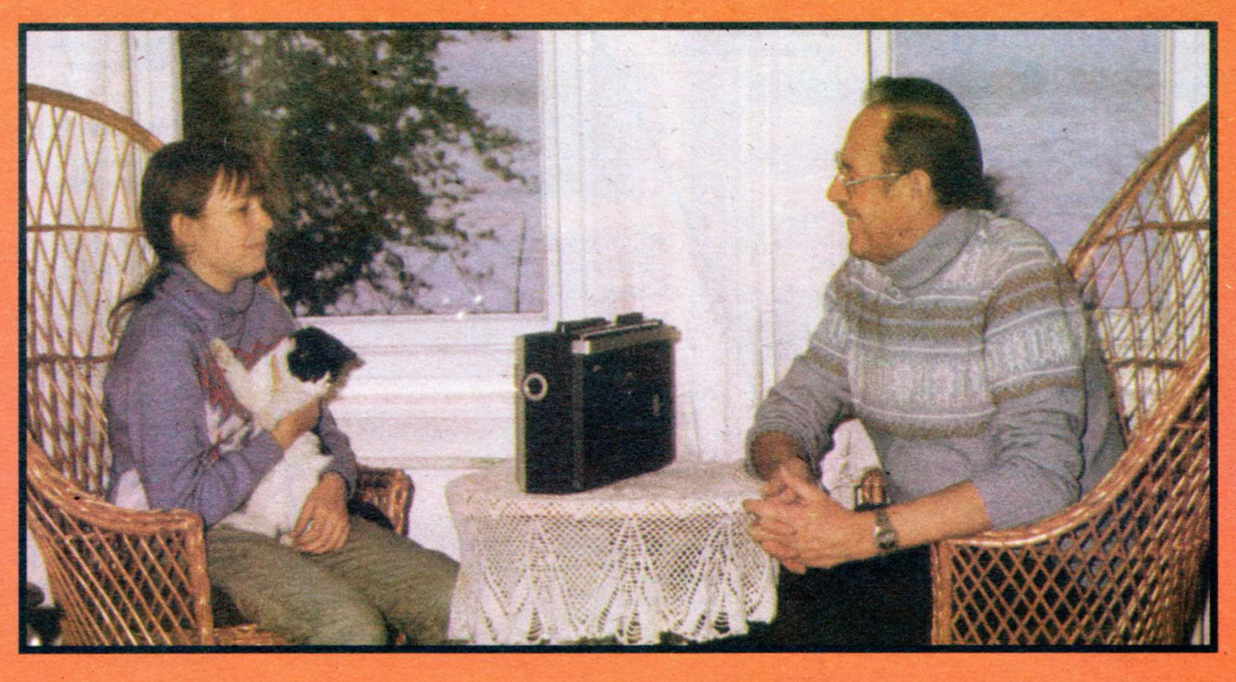
„Wolf unter Wölfen", „Krupp und Krause", „Der Lumpenmann", „Rentner haben niemals Zeit", „Geschichten über'n Gartenzaun", „Neumann, 2x klingeln", „Das Wunschkind", „Grenadier Wordelmann", „Polizeiruf 110", Weißt du, es gibt da viele.

Bummelst du gern durch eine Stadt?

Ja, wenn ich z. B. in Dresden drehe „Geschichten über'n Gartenzaun", gehe ich nach dem Drehen gern durch diese schöne Stadt.

Da war ich im vorigen Sommer auch schon dabei. Dresden wurde doch im Krieg so schrecklich zerstört.

Ja, im zweiten Weltkrieg. Das ist zum Beispiel einer der Gründe, warum ich so viele Funktionen übernommen habe: in der Parteileitung, in der Stadtverordnetenversammlung, auch im Elternbeirat deiner Schule. Ich will mit dazu beitragen, daß so etwas nie wieder geschehen kann und wir Frieden haben. Alle sollten etwas dafür tun. Ich muß oft an die letzten Kriegstage denken. Du weißt, ich war auch Soldat. Ein Offizier hatte uns in die Gefangenschaft geführt, damit wir überleben. Ich lehnte an einem Baum und sah die Flugzeuge, die erst auf uns geschossen hatten, vorbeifliegen, und da weinte ich, ich weinte vor Glück, daß ich überlebte. Damals habe ich mir geschworen, alles zu tun, damit es nie wieder so einen Krieg gibt.



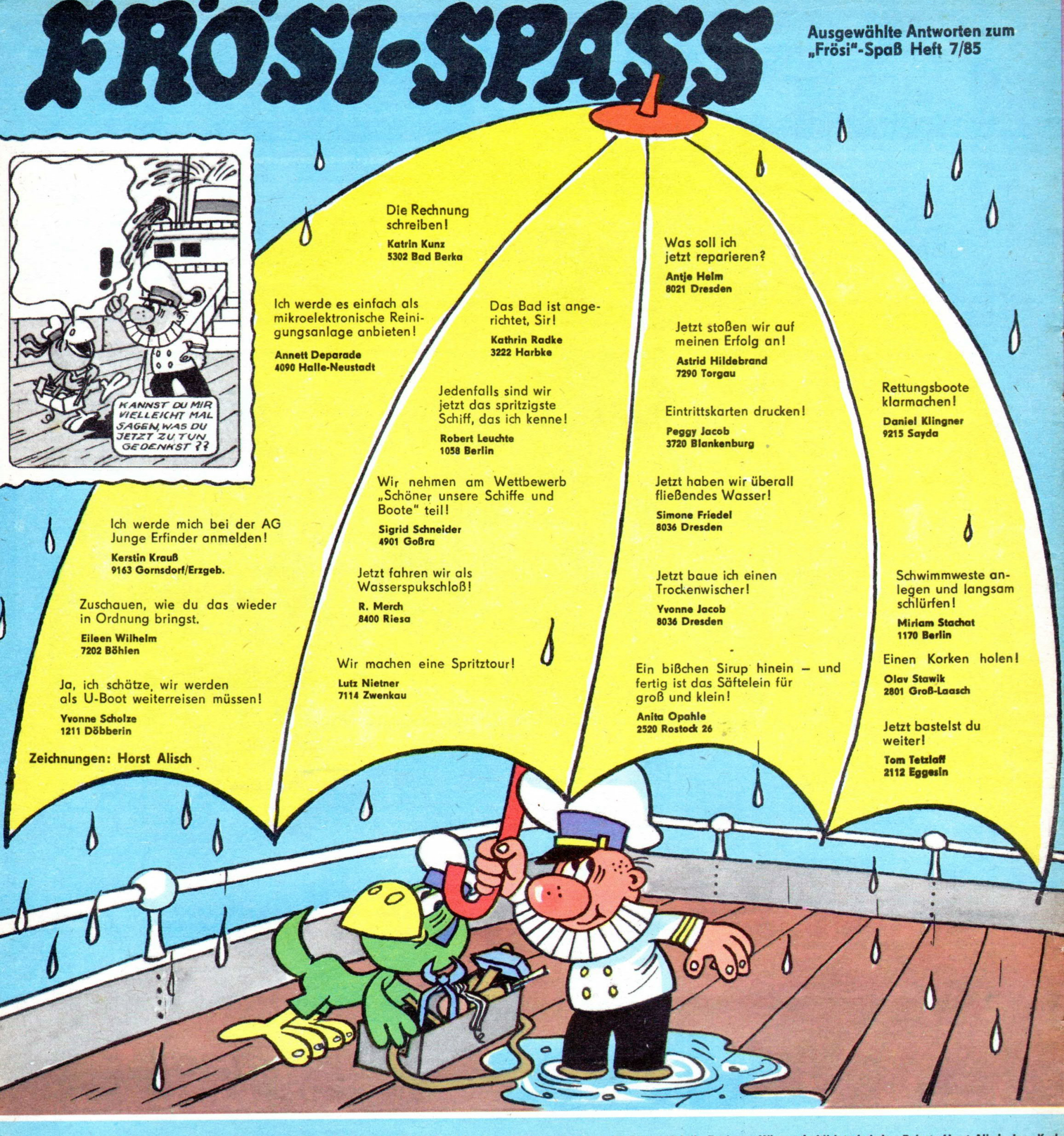
Danke Papi, daß du Zeit für mich hattest.

Wißt ihr wie spät es ist? 22 Uhr 35. Und morgen eine Mathe-Kurzkontrolle! Ich werd' verrückt! Komisch, ich glaube, jetzt kenne ich meinen Papa noch besser. Geht es euch auch so?

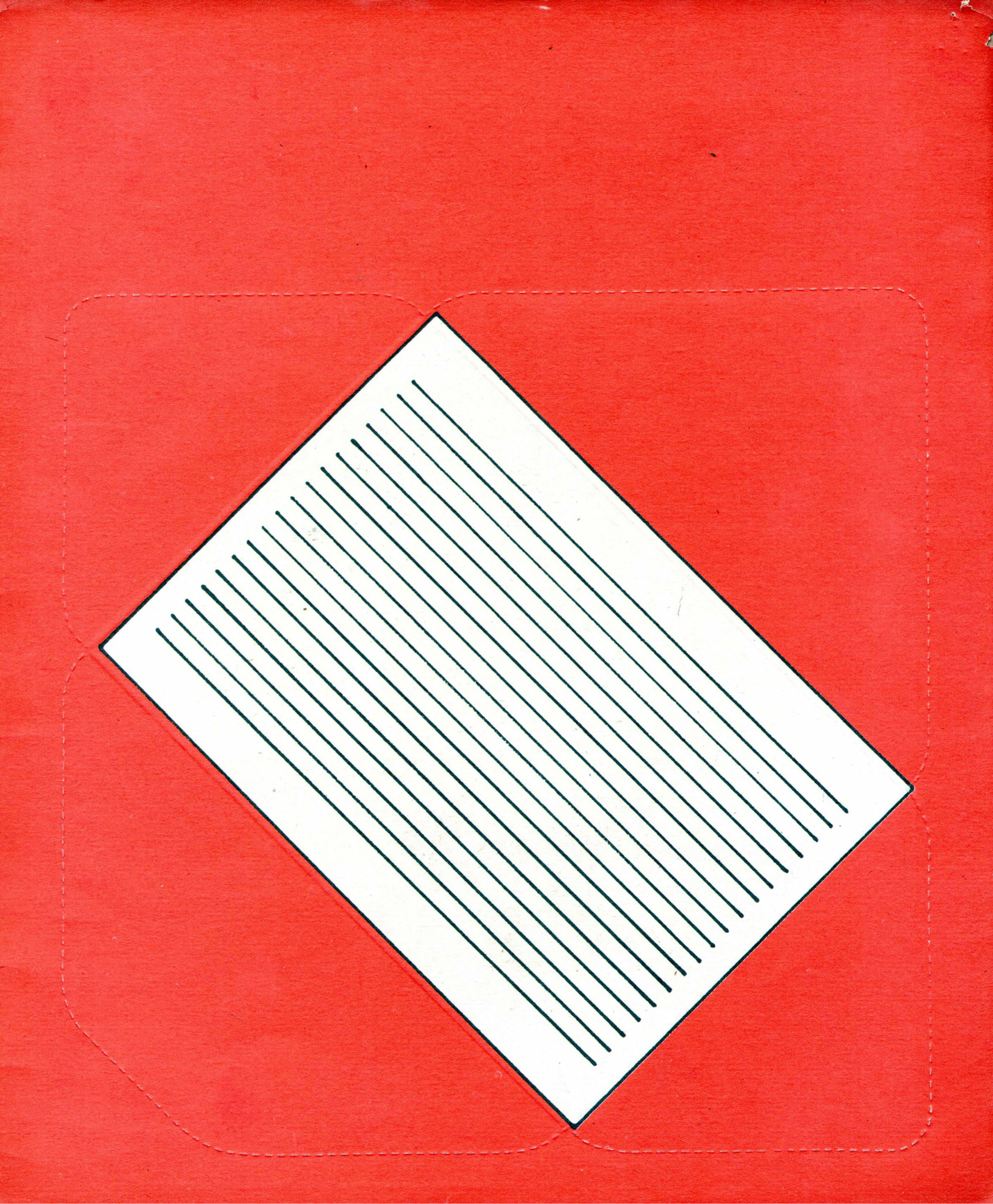
Ach, beinahe hätte ich es vergessen! In welcher Rolle könntet ihr euch meinen Papa vorstellen? Schreibt doch einmal, und für die lustigsten Einsendungen liegen 100 Autogramme von Herbert Köfer bereit.

Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Einsendeschluß: 30. April 1986.

Fotos: Werner Popp

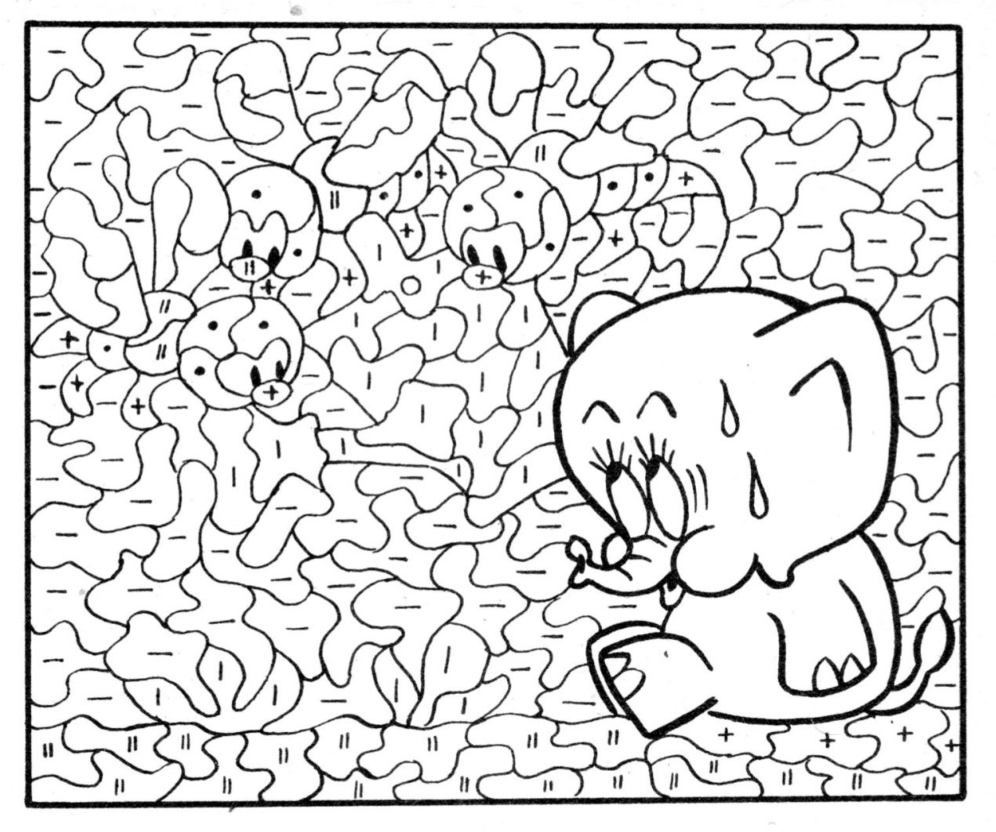


Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Ulla Brocke, Renate Bredereck, Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annette Schlegel, Annerose Zehmisch, Sekretariat: Helga Wulff. – Redaktionskollegium: Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Margit Mahlke, Doris Weißflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Klaus Rebelsky, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima-Niederkirchner, Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr, Sybille Durian – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, O.-Ing. Gunter Giersch, Ing. Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion.
Redaktionsschluß: Oktober 1985




ABSENDER:
KLEBERAND
KLEBERAND
KLEBERAND
KLEBERAND
Klemke 85

Emmys Blumengrüße



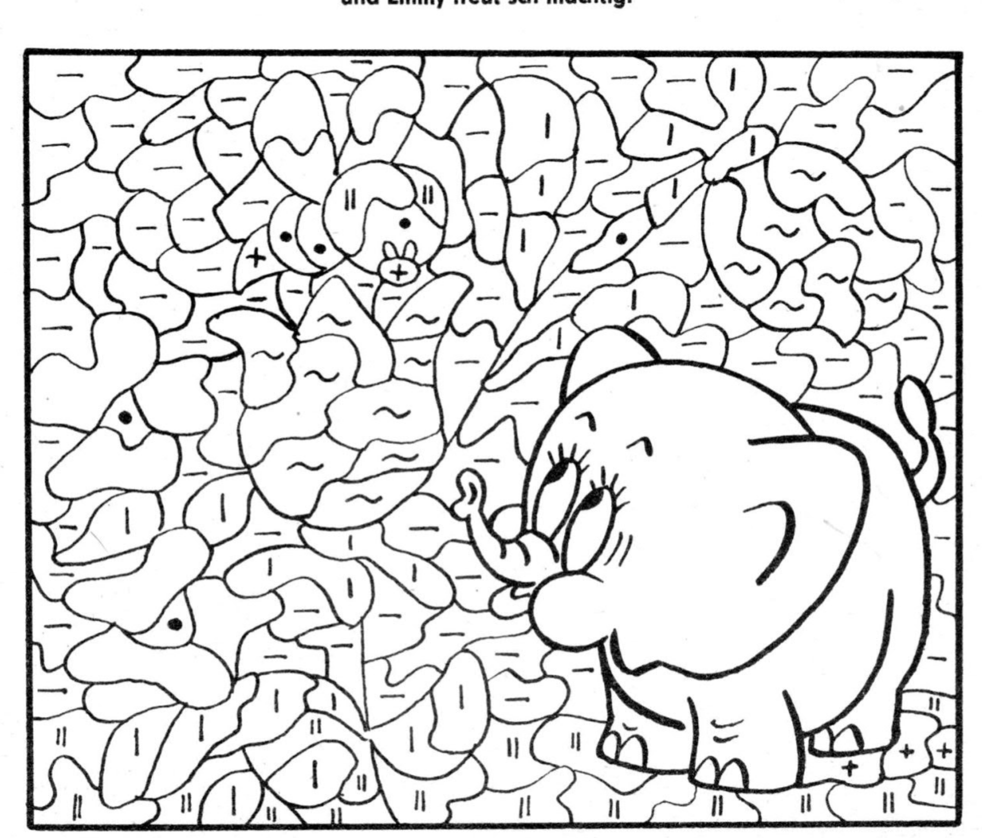
Ein emsig Völkchen schwirrt daher,
es sieht die Emmy schwitzen.
„Wir helfen gerne, bitte sehr.
Bleib du ein wenig sitzen."

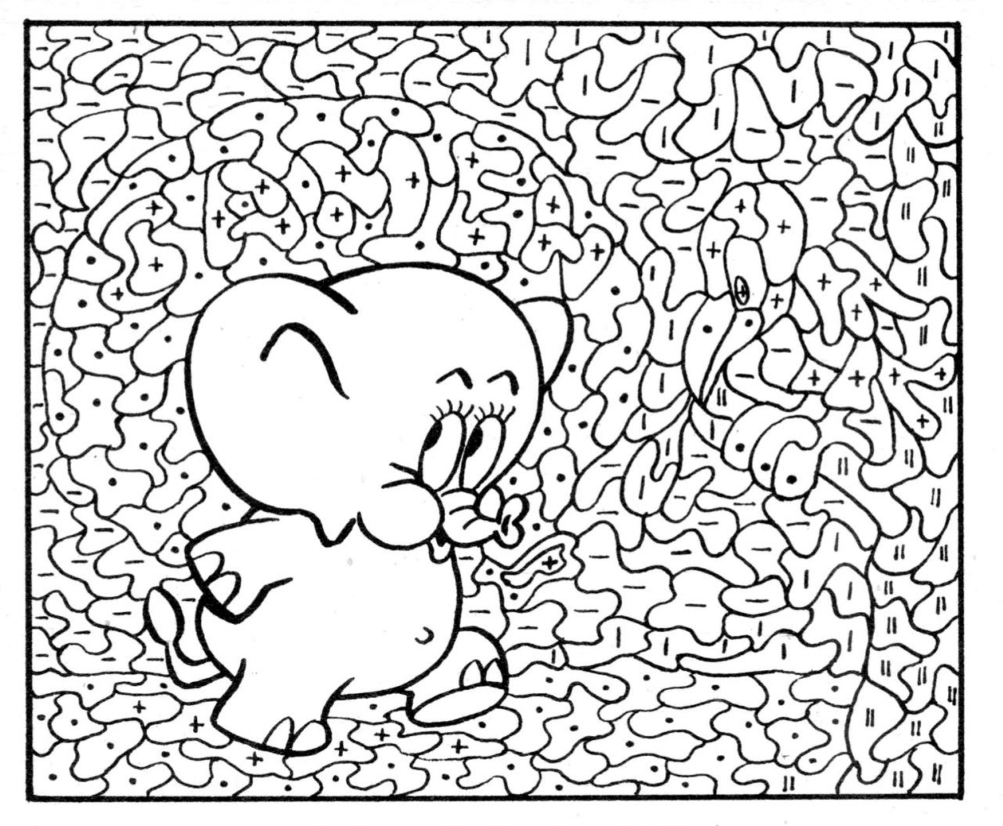
Malt die Bilder entsprechend der Symbole farbig aus. Und unserer Emmy gebt ein besonders schönes Rot.

Zeichnungen und Verse: Horst Alisch

•	gelb
—	blau
+	schwarz
‖	braun
~	rot
|	grün

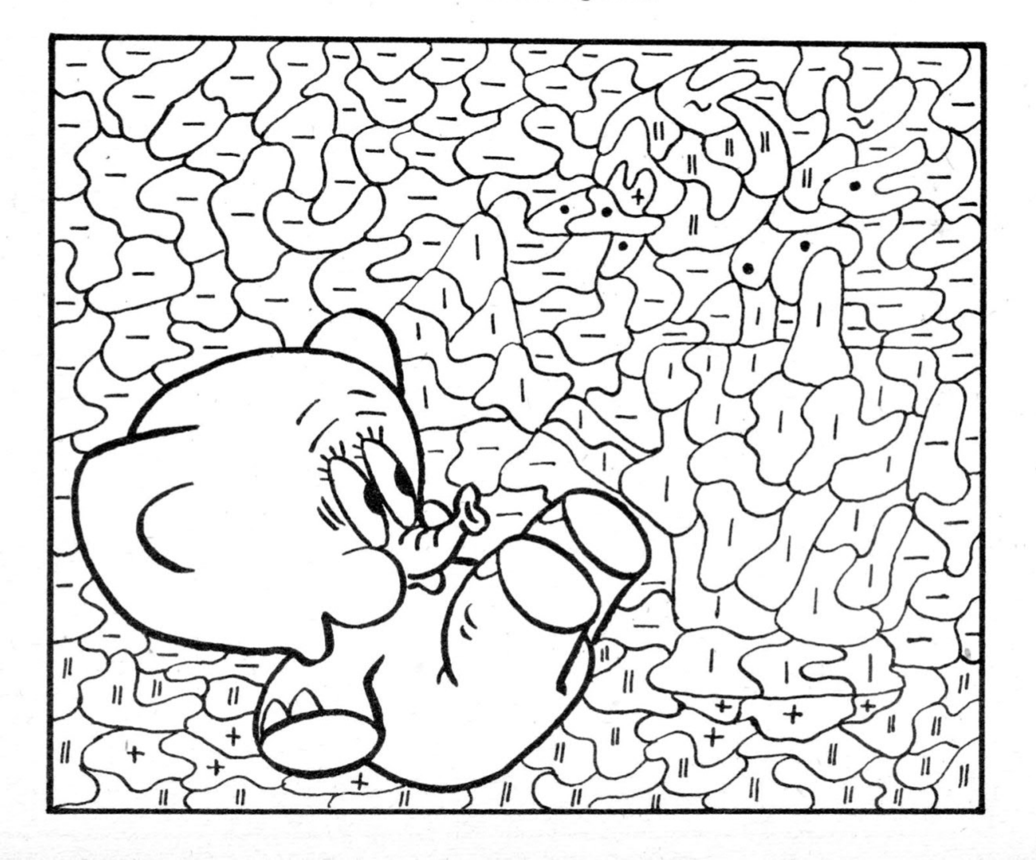
Schon bald stellt der Erfolg sich ein,
die Saat gedeiht ganz prächtig.
Den Bienen schmeckt der Nektar fein,
und Emmy freut sch mächtig.





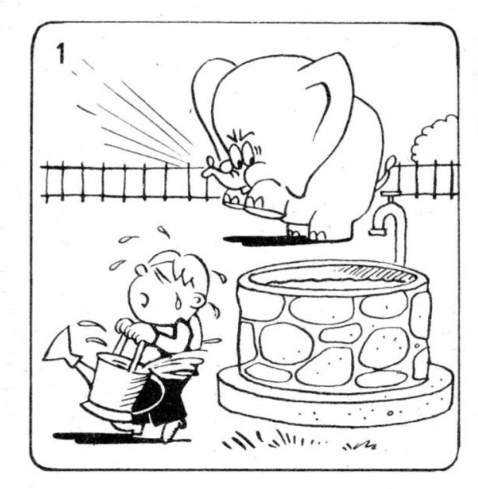
„In Blumen bin ich echt verliebt!"
so hört man Emmy sagen,
„und hab', damit es viele gibt,
dazu was beigetragen"

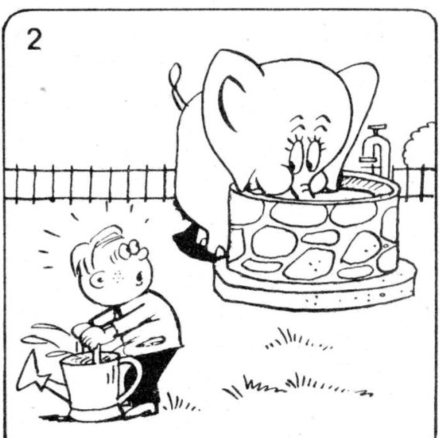
Der Stieglitz zwitschert: „Gut gemacht,
jetzt können Blumen sprießen!
Ich habe etwas mitgebracht –
damit kannst du sie gießen!"

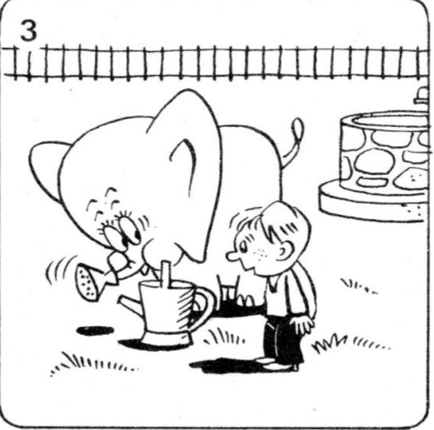


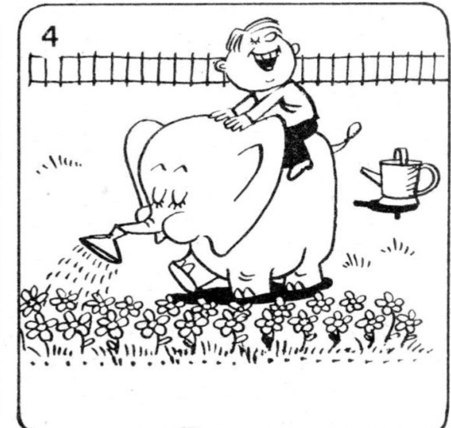
Gärtnerschweiß für Bienenfleiß

Habt ihr sie schon entdeckt – die kleine Samentüte im FRÖSI-Heft? Wir möchten euch damit einen FRÖSI-Blumenstrauß in die Hand geben, den ihr euch selbst züchten könnt. Zur Aussaat ist sowohl ein Beet, als auch ein Balkonkasten oder ein Blumentopf geeignet.
Als erfahrene Schulgarten-Gärtner wißt ihr sicherlich, wie der Boden vorzubereiten ist: umgraben und glatt harken (natürlich nicht im Balkonkasten oder Blumentopf). Mit dem Stiel der Harke zieht ihr dann Pflanzfurchen, in die der Samen eingestreut wird. Achtet darauf, daß der Samen in der Furche nicht zu eng liegt.
Nun wird der Samen mit Erde bedeckt und kräftig gegossen. Alles weitere ist eine Frage der Zeit. Das heißt, von Zeit zu Zeit solltet ihr euch auch dem Unkraut widmen und es entfernen!
Nach einigen Wochen wird dann der Samen aufgehen, werden aus den Pflänzchen Pflanzen, wird aus unserer Beilage eine „Bienenweide".
Unsere „Frösi"-Blumen sind besonders nektarreich, also höchst ergiebig für die fleißigen Honigbienen. Deshalb werden sie euch auch oft besuchen kommen und den Nektar einsammeln.
Tja, und wenn die Honigernte abgeschlossen ist, dann bleibt euch immer noch ein schöner Blumenstrauß für die Vase.
Wir würden uns sehr freuen, wenn ihr mit einem Fotoapparat auf Bienenpirsch geht und Schnappschüsse von der „Frösi"-Blumenpracht schießt.
Eure Fotos erwarten wir im Herbst.









FRÖSI-Gartentips für Märztage

- Auf den Gartenwegen wächst das Unkraut zuerst, deshalb sollte man es von Anfang an bekämpfen.
- In den ersten Märztagen werden die Nistkästen für unsere Helfer im Garten aufgehängt.
- Petersilie wächst in jedem Gartenboden, wenn für reichen Humusgehalt Sorge getragen wird.
- Schneller wächst Petersilie, wenn die Erde schon etwas warm und nicht mehr zu naß ist. Sie sollte nicht vor dem 15. März ausgesät werden.
- In den Monat März fällt die Hauptaussaatzeit für die frühen und mittleren Möhrensorten.
- Möhren werden in einem Reihenabstand von 15 bis 20 cm gesät.
- Die Aussaatrillen für Möhren darf man nur ganz flach ziehen.
- Die schönsten Radieschen wachsen in vollsonniger Lage in leichtem Boden mit viel Humus.
- Zwischen Aussaat und Ernte von Radieschen vergehen je nach Sorte 22 bis 60 Tage.
- Schnittlauch stellt keine besonderen Ansprüche, wächst aber in sandigen Lehmböden mit gutem Humusgehalt am besten.
- Zum Anbau von Estragon eignet sich sandiger Lehm- oder lehmiger Sandboden mit viel Humus ausgezeichnet.
- Da Estragon mehrere Jahre stehenbleibt, darf er nicht zu eng gepflanzt werden.
- Dill wächst in allen Bodenarten und stellt wenig Ansprüche.

Weil wir gerade von Bienenfleiß sprachen: Seid auch ihr fleißig wie die Bienen und helft unserer Emmy bei der „Großfahndung – Millionen für die Republik!" Klebt eines der ausgemalten Bilder auf eine Postkarte und schickt sie, mit eurem Sammelergebnis versehen, an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Emmy.
Einsendeschluß: 15. Mai 1986.



Hannelore Neumann (geb. 1939), DDR
„Porträt Inge Schreiner aus der Großwäscherei Frankfurt/Oder"

Bild des Monats „Frösi" 3/86

Farbrepro: Ulrich Burchert





Kat.-Nr. 5 5804 1

Bienenfreund

EVP –,15 M



VOLKSEIGENE SAATGUTBETRIEBE
DER DDR